

Zeit der Zeitlosigkeit

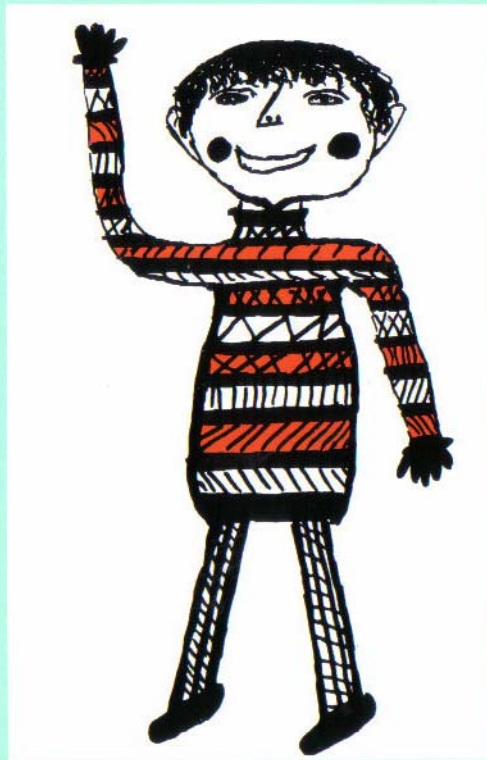


Die Leukämie und ich

Das Leben ist immer unmittelbar.
Es passiert.
Jetzt.

LEUKÄMIE

Was ist das ?



Tumor ist, wenn man trotzdem lacht
(Gängiger Patientenwitz)

Alles was darüber zu sagen ist

Vorwort	5
Bronchitis	6
Alles neu macht der Mai	7
Holla die Waldfee	8
Die ersten Tage	9
Linoleum	10
Lazarus	11
Ausdruck von Blutwerten	13
Die Subjektivität der Wahrnehmung	14
In Klausur	15
Patienten	17
Inmitten lunarer Landschaften	18
Heldentum	19
Das „Le Bistro“	21
Die Seelsorgerin	22
Hass	25
Kleine Warenkunde	27
Und draußen tobt das Leben	29
Weinen	31
Nebenwirkungen	32
Warten auf bessere Zeiten	34
Pflege team	36
Die Vertretung der Vertretung	38
Reha-Irrtum	39
Die Kur ist zu Ende	41
Fortschreitender Fatalismus	43
Der Knacks	45
Jarmans Way	47
Im Schweigezimmer	49
Lügen	51
Rezidiv I / Rezidiv II	52
Fragen	54
Der erste Ausflug	55
Riders on the storm	57
Was ist Was?	58
Heute am Nachmittag zu Hause	53
Danke	60
Mit einem anderen Blick	62
Ich hatte eine Krankheit	64
So was wie ein Nachwort	66
Anhang	67

Vorwort

Auf der Station gegenüber dem Behandlungszimmer ist eine großflächige Informationstafel befestigt. Sie ist überladen und unübersichtlich. Es gibt dort eine Unmenge an wichtigen und weniger wichtigen Informationen für Patienten und Angehörige wie z.B. Ansprechpartner vom Sozialdienst, Verweise auf Hospizvereine, wichtige Telefonnummern im Klinikbereich, die Öffnungszeiten der Bücherei, Hinweise auf Gottesdienste, Broschüren über Krebs, und vieles andere mehr. Blätter, Listen, Bilder. Oft komme ich hier vorbei und richte beiläufig und gelangweilt meinen Blick auf dieses Chaos. Eine Sache hat mich jedoch berührt. Neben der Pinwand hat jemand mit Tesafilm einen schlecht kopierten Text geklebt: Vermutlich ist dieser Text von einem ehemaligen Patienten geschrieben worden, der entweder sehr alt oder sehr krank, wahrscheinlich beides, war oder ist. Der Text ist in seiner Klarheit und Melancholie sehr stark und ich habe ihn oft gelesen, denn ich finde, er drückt die „Sache“, um die es im Wesentlichen hier auf Station 15 geht, sehr gut und direkt aus. Der Inhalt geht so:

„Könnte ich mein Leben nochmals leben, dann würde ich das nächste Mal versuchen, mehr Fehler zu machen. Ich würde mich entspannen, lockerer und humorvoller sein als dieses Mal. Ich kenne nur sehr wenige Dinge, die ich ernst nehmen würde. Ich würde mehr verreisen. Und ein bisschen verrückter sein. Ich würde mehr spazieren gehen und mir alles besser ansehen. Ich würde öfter ein Eis essen und weniger Bohnen. Ich hätte mehr echte Schwierigkeiten und weniger eingebildete. Müsste ich es noch einmal machen, ich würde einfach versuchen, immer nur einen Augenblick nach dem anderen zu leben, anstatt jeden Tag schon viele Jahre im Voraus.

Ich gehörte immer zu denen, die nie ohne Thermometer, Wärmflasche, Gurgelwasser, Regenmantel und Aspirin aus dem Haus gingen. Könnte ich noch einmal von vorne anfangen, würde ich viel herum kommen, viele Dinge tun, und mit wenig Gepäck reisen. Könnte ich mein Leben noch einmal leben, würde ich im Frühjahr früher, und im Herbst länger barfuss gehen. Und ich würde öfter die Schule schwänzen. Ich würde mir nicht so hohe Stellungen erarbeiten, es sei denn, ich käme zufällig dran. Auf dem Rummelplatz würde ich viel mehr Fahrten machen, und ich würde mehr Gänseblümchen pflücken.“

Bronchitis

Seit über einem Jahr hängt mir ein Reizhusten in der Brust. Der kommt von einer nie wirklich ausgeheilten Bronchitis. Ich habe der Heilung keine Beachtung geschenkt und mich stattdessen einfach an den Husten gewöhnt. Auch der Hausarzt nimmt das recht locker: Das verginge schon mit der Zeit. Ich habe generell keinerlei Lust zum Arzt zu gehen. Ich bin noch halbwegs jung und gehe arbeiten. In meiner freien Zeit will ich in erster Linie frei sein. Deshalb akzeptiere ich meinen ständigen Begleiter. So schlimm ist es ja auch nicht. Schließlich liegt das bestimmt ohnehin nur an meinem Übergewicht und meiner mangelnden Kondition. Die Kraft, die mir fehlt, ignoriere ich so gut es geht. Letztendlich sind solche Macken ein Indiz für das Älterwerden und gehören irgendwann dazu. Oder etwa nicht? Schließlich bin ich jenseits der Vierzig und wer ist denn schon noch wirklich gesund. Das ist wohl die neue Normalität.

Und dann passiert etwas Spektakuläres. Auf einmal ist der Husten weg. Von Heute auf Morgen. Ich habe jetzt Leukämie.

Alles neu macht der Mai

In Italien auf dem Tennisplatz. Ich stehe mit meinem verkrebstem Körper in der Nachmittagssonne auf dem roten Sand. Die Sonne steht noch hoch und es ist heiß, doch die Schwünge gehen leicht von der Hand, rund und sicher. Es wird viel gelacht. Die Gruppe ist sich nah und einig. Alles ist leicht und sanft. Das Pausenbier schmeckt und ich fühle mich fern von allen Schwierigkeiten total entspannt. Zeitgleich haut mein Rückenmark sinnlos unfertige und nutzlose Blasten heraus, die den ganzen Körper verstopfen. Der Krebs ist ein fieser Schleicher. Der werkelt erst mal ohne großes Aufhebens, aber dafür sehr versiert, in dir herum. Und wenn er angefangen hat loszulegen, dann hört er nicht mehr einfach so und von alleine damit auf. Später wird einer der großen Jungs aus der Gruppe mit seinem böse verstauchten Fuß durch den Rettungswagen abgeholt. Seine sorgenvolle Mutter begleitet ihn. Alle sind sehr bemüht und aufgeregt. Besser ich wäre auch gleich mitgefahren. Aber das konnte ja keiner wissen. Die Jagdzeit der Wölfe beginnt und ich bekomme davon nichts mit. Am wenigsten ich, dem sein eigener Körper fremd ist, der wenig spürt und seine Schlappeheit und Schwäche als beginnende Urlaubserholung einordnet.

Das ist mittlerweile schon lange her. Und jetzt vor kurzem hat mich meine Frau gefragt, ob ich nie mehr in den Urlaub dorthin fahren möchte, ob das jetzt quasi für mich traumatisch besetzt sei, weil dort meine Krankheit begann. Das kann ich nur verneinen. Ich habe mich dort großartig gefühlt. Die Erkrankung hat mir jegliche Hektik und Nervosität genommen, so lange ich nichts von ihr wusste. Und wenig wünsche ich mir momentan mehr, als in einem Strandcafe einen Espresso zu trinken und dabei aufs Meer hinauszuschauen. Außerdem, was weiß ich, wo oder wann meine Krankheit begann. Vielleicht begann sie vor 35 Jahren auf einem Kinderspielplatz um die Ecke oder mein Großvater hat sie bereits für mich versteckt in sich spazierend durchs Leben getragen? Keiner weiß das.

So ging auf alle Fälle die „Sache“ los. Im Wonnemonat. Und es stimmt wirklich: Alles neu macht der Mai: Die einen verlieben sich. Andere heiraten. Die dritten tanzen in den Mai. Und ich kriege halt Krebs.

Holla die Waldfee

„Holla die Waldfee“ sagt die junge Assistenzärztin in der Aufnahmestation. Damit meint sie meine Hämatome, die großflächig blaue und grüne Erdteile auf meine Arme malen. „Könnten Sie mal Ihr T-Shirt hochziehen – oh, ja, Donnerwetter, da ist was gröber mit Ihrer Blutgerinnung nicht im Lot, ... he, Kurt, hast du mal kurz Zeit? Komm mal schnell her und sieh dir das hier an!“ Ein kurzer verschwörerischer Blickwechsel unter jungen Ärzten, wissendes Zunicken. Nur ich kapiere wieder einmal immer noch nichts und warte darauf, dass ich endlich heimgeschickt werde und alles, wie immer, halb so wild ist.

„Was meinst du? ..- Ja, Herr S., sie bleiben dann wohl erst mal hier. Doch, auf alle Fälle auch stationär. Wir brauchen gleich mal Blut fürs Labor, da muss ein differenziertes Blutbild her. Nein, am Montag in die Arbeit ist ausgeschlossen. Im Gegenteil, Herr S. Da ist schon etwas wesentlicher nicht in Ordnung bei Ihnen. Das mit der Arbeit wird vermutlich länger dauern. Da müssen Sie jetzt Zeit und Geduld mitbringen. Vergessen Sie erstmal die Arbeit oder was sonst noch ansteht. Wir wissen zwar nicht, was mit Ihrem Blut nicht stimmt, aber das wird in jedem Fall dauern...*(zumindest wenn Sie Glück haben!)*...Denken Sie jetzt nicht in Tagen, sondern eher in Wochen *(oder Monaten!)*

Schon am nächsten Tag ging es liegend im Bett in den obersten Stock hinauf. Gehen war mittlerweile über Nacht sehr schnell zu beschwerlich geworden. Die Müdigkeit war betäubend und aus den Augenwinkeln heraus konnte ich unter dem Schild der Station 15 lesen: Onkologische Abteilung. Da klingelte es dann endlich auch bei mir. Vorher hatte keiner das Wort je in den Mund genommen. Das hat dann wohl etwas mit Krebs zu tun. Krebs. Na Merci dann.

Die ersten drei Tage

Ich befinde mich im Nebel der Wahrnehmung und lasse mich in die Obhut der Station fallen. Ich bin begeistert von der Fürsorge und meiner Gewissheit, dass die mich hier schon hinkriegen. Es geht alles sehr schnell. Die wissen absolut was zu tun ist. Die Diagnose ist nach einer Knochenmarkspunktion sofort da. Sie ist eindeutig und die Therapie beginnt sofort nach einem internationalen Schema. Die Stationsärztin wirkt absolut sicher und kompetent. Ich merke mir nur, „schlimm aber gut heilbar“. Ich komme nicht zum Denken und habe daher auch keine Angst. Die Dramatik erkenne ich nur an der Betroffenheit der Umstehenden, aber ich kann nicht wirklich partizipieren. Alles ist ein großes Durcheinander. Ich werde in meinem Bett von einer Untersuchung zur anderen gefahren. Der junge Mann vom Bettenfahrdienst ist sehr nett zu mir. Ich habe bis heute eine Bindung zu ihm. Meine Erschöpfung ist groß und so noch nie erlebt. Ich werde durch alle medizinischen Checks gelassen, sämtliche Organregionen werden untersucht. Röntgen, EKG, EEG, Kernspin, Sono, Ultraschall. Das ist die Phase, in der ich in meine Krankheit kippe.

Endlich bekomme ich den Allgemeincheck, den ich jahrelang aufgeschoben habe. Erst später verstehe ich, warum ich so umfassend untersucht werde. Die haben Angst, dass Organe schlappmachen, Blutgerinnsel entstehen oder es bereits irgendwo im Körper irgendetwas „zerreißt“. Anscheinend ist mein Körper an einer Belastungsgrenze, wo jederzeit das Aus droht. Ärztinnen führen mit mir ernste Gespräche, deren Inhalt ich bereits im Dialog wieder vergesse. Meine Frau muss mir alle Informationen mehrmals nachtragen. Sie ist voller Angst und Sorge, aber sehr tapfer. Ich bin hingegen gar nichts mehr, fast ist mir, als hätte ich keine Gefühlswelt mehr. Ich bin Zuschauer meines eigenen Films. Ich denke nur, Tod oder Leben, Leben oder Tod und das wird ein kurzer oder ein sehr langer Weg. Ich lasse mich auf alles ein, denn natürlich will ich leben. So bald ich eine Behandlungspause habe, schlafe ich. Verschwommen nehme ich weitere Besucher wahr, liebevolle Berührungen, aufmunternde Worte, aber auch durchaus entsetzte Gesichter. Nachts schlafe ich bestens durch. Ich will nur liegen, mir ist alles egal, so lange ich nur liegen kann. Ständig guckt jemand vom Pflegepersonal nach mir. Kurz nach meiner Diagnose fragte mich ein älterer Mitpatient, der neben mir lag, was ich hätte. Blutkrebs. Im Halbschlaf hörte ich ihn mit seiner Frau telefonieren. Er sagte leise (aber deutlich) in den Hörer: „Stell Dir vor, der ist noch ganz jung. Blutkrebs. Was soll denn aus der Familie werden, das ist doch furchtbar!“ So ein Idiot. Es gibt Menschen, denen fehlt jeder Anstand. Aber am nächsten Tag bekam ich ohnehin ein Einzelzimmer, zumindest vorübergehend, ohne das ich ein Privatpatient bin. Liegt wohl am Blutkrebs. Egal. Lieber alleine und schwerkrank als unter Idioten.

Linoleum

Die ersten Wochen meiner Erkrankung waren eine wilde Zeit. Alle haben gekämpft. Ich habe schnell die Übersicht verloren und die Therapie war groß in Fahrt. Ich wurde so viel umsorgt und behandelt, dass ich mir dachte, die tanzen hier auf Station nur um mich herum. Das hat mich jedoch mehr gewundert als besorgt. Mit der Aufnahme von Konserven aller Art war ich gut beschäftigt, ebenso mit deren Entleerung. Ansonsten habe ich die Tage wie die Nächte meist verschlafen. Meine Schwäche war groß, aber ich hatte keine Schmerzen. Das war mir wichtig. Schmerzen halte ich von jeher nicht gut aus. Tapfere Indianer können mir gestohlen bleiben. Gewaschen hat mich meine Frau und das war immer eine sehr zärtliche und nahe Angelegenheit. Es war die schönste Zeit des Tages, meistens auch lustig, wir entwickelten wohl einen besonderen Humor. Das ist wohl eine Art von Trauma-Abwehr. Die andere Zeit des Tages war deshalb nicht unbedingt schlecht. Ich war wie in Trance und das fühlte sich nicht verkehrt an. Ich war so gerne im Bett: Der beste Ort der Welt! Wo anders hätte ich nicht sein wollen und können. Ich war gut aufgehoben. Erst viel später wurde mir bewusst, dass Alle sehr in Sorge um mich waren und mein Überleben in dieser Zeit der ersten vier Wochen auf der Kippe stand. Ich bin mir sicher, ich wäre sang- und kla(n)glos gestorben. Jetzt weiß ich, wie meine Art des Sterbens ist. Sanft. Ich war von Anfang an wie besoffen und ich kann das durchaus beurteilen. Ich taumelte wie im Traum durch den Tag. Mein Gehirn streikte komplett. Ich konnte keinen geraden Satz bilden und mir fiel oft nicht einmal der Name meiner Krankheit ein. Blutkrebs wusste ich, aber nicht das andere, was mir besser gefiel. Linoleum? Kein Wunder, meine Augen sahen den ganzen Tag blaugraues Linoleum, das einzig halbwegs Farbige im Zimmer. Manchmal stand ich vor dem Spiegel und schüttelte den Kopf wegen meiner Situation. Ich war mehr verwundert als betroffen. Mensch, Linoleum! Das ist die krasse Krankheit. Zu Freunden sagte ich am Telefon gerne damals, Hey, es gibt Schlimmeres als Linoleum. Aber ehrlich gesagt ist mir da auch nichts Schlimmeres auf Anhieb eingefallen.

Höchstens vielleicht dass die Löwen in die dritte Liga absteigen?

Lazarus

Am Morgen stehe ich nackt vor dem Waschbecken, in das ich nachts noch uriniert habe. Das grelle Licht bescheint meinen Oberkörper. Im Spiegel betrachte ich meinen kahlen Schädel. Mein aufgeschwemmter Torso ist immer noch von blauen und grünen Kontinenten übersät. Am Hals entdecke ich den Venenkatheter, der mir gestern gesetzt wurde, alles noch geschwollen. Vorsichtig spüre ich ihm mit der Hand nach. Die Nase ist verbunden, da sie nicht aufhörte zu bluten am frühen Morgen. An meinen beiden Armen sind Pflaster und Bandagen. Teilweise hängt der Verband in Fetzen herab. Ich sehe aus wie ein ermatteter Krieger nach einem großen Kampf. Ich spüre Selbstmitleid in mir aufsteigen. Und irgendwie auch eine gewisse Gefälligkeit. Warum auch immer. Es macht mich stolz, diesen kaputten Krieger zu sehen. Halblaut sage ich in die Morgenstille „Kämpfer, kämpfe voran“ und lächle mein Spiegelbild an. Das Lächeln ist etwas gequält, aber es verschafft mir Zuversicht. Dann greife ich mit zitterigen Fingern in meinen Waschbeutel, um die Zahnbürste herauszufischen. Der Arm bleibt steif, es fällt mir schwer ihn zu beugen. Das liegt an einem Bluterguss. Scheißdreck. Die Zahnbürste rutscht mir durch die klammen Finger und fällt auf den Boden. Was soll's. Vielleicht fallen mir ja jetzt sowieso die Zähne aus. Ein Mitpatient erzählte so was. Und langsam kann ich auch mitreden auf Station. Hier wird nämlich mächtig angegeben. Einer ist schon in der sechzehnten Chemo. Ich habe erst mit der ersten begonnen und bin jetzt schon gut bedient.



Lazarus schleicht wieder ins Bett zurück. Er schließt noch einmal die Augen. Gleich wird die Vorspülung beginnen und dann kommt wieder der leckere Hauptgang. Lazarus ist ganz ruhig und konzentriert sich auf seinen Körper. Der Krieg ist noch lange nicht vorbei.

Fall (aktuelle Fallnummer)

 Letzte 14 Tage

 Folgender Zeitraum

 Patient (Fallübergreifend)

 Letzte 30 Tage

Von:

Bis:

		Abnahme	02.07.08 09:18	01.07.08 07:00	30.06.08 14:35	29.06.08 07:00	27.06.08 09:19	25.06.08 07:00	23.06.08 07:00	20.06.08 07:00	
<input type="checkbox"/> Grafik <input checked="" type="checkbox"/> Nur Markierte		Alle	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	
Verfahren Alle Analyten		Normbereich	Einheit	P61	P61	P61	P61	P61	P61	P61	
Auftrag			8913478	8913008	8913008	8912393	8200466	8910319	8909428	8908981	
<input type="checkbox"/>	KI.Blutbild			X		X	X	X	X	X	
<input type="checkbox"/>	Leuko	4.0-9.0	/nl	0.4 (-)		0.2 (-)	0.3 (-)	0.3 (-)	0.8 (-)	2.4 (-)	8.2
<input type="checkbox"/>	Ery	4.5-5.9	/pl	3.0 (-)		2.8 (-)	3.2 (-)	3.3 (-)	3.6 (-)	3.1 (-)	3.2 (-)
<input type="checkbox"/>	Hb	14.0-18.0	g/dl	9.0 (-)		8.9 (-)	9.7 (-)	10.2 (-)	10.8 (-)	9.6 (-)	10.1 (-)
<input type="checkbox"/>	Hkt	43.0-49.0	%	24.8 (-)		23.2 (-)	26.3 (-)	26.4 (-)	29.6 (-)	26.4 (-)	28.0 (-)
<input type="checkbox"/>	MCV	85.0-95.0	fl	82.6 (-)		82.4 (-)	82.4 (-)	80.9 (-)	83.2 (-)	85.2	87.1
<input type="checkbox"/>	MCH	27.0-34.0	pg	30.0		31.6	30.4	31.3	30.3	31.0	31.4
<input type="checkbox"/>	MCHC	32.0-36.0	g/dl	36.3 (+)		38.3 (+)	36.9 (+)	38.7 (+)	36.5 (+)	36.3 (+)	36.0
<input type="checkbox"/>	Thrombo	150-400	/nl	55 (-)		19 (-)	32 (-)	52 (-)	171	293	573 (+)
<input type="checkbox"/>	ThroAgg-EDTA						neg				
<input type="checkbox"/>	Diff-BB masch.					X		X		X	
<input type="checkbox"/>	Left-Shift									+	
<input type="checkbox"/>	Atyp-Flag					+					
<input type="checkbox"/>	Diff-BB mikrosk.					X		X		X	
<input type="checkbox"/>	Segmentkernige	50-70	%			entf		66		97 (+)	
<input type="checkbox"/>	Eosinophile	2-4	%					1 (-)			
<input type="checkbox"/>	Monozyten	2-10	%							1 (-)	
<input type="checkbox"/>	Lymphozyten	25-40	%					33		2 (-)	
<input type="checkbox"/>	Bemerkung rot							Aniso.+ Hype			
<input type="checkbox"/>	Gerinnung					X		X			
<input type="checkbox"/>	Quick	70-120	%			>127 (+)		>127 (+)			
<input type="checkbox"/>	INR	0.7-1.3				<1.0		<1.0			
<input type="checkbox"/>	PTT	26-36	sec.			27		26			
<input type="checkbox"/>	Chemie			X		X	X	X	X	X	
<input type="checkbox"/>	Natrium	135-145	mmol/l			140		139			
<input type="checkbox"/>	Kalium	3.5-5.0	mmol/l	3.9		4.1	3.7	3.5	3.8	3.7	3.9
<input type="checkbox"/>	Calcium	2.1-2.6	mmol/l			2.4		2.5			
<input type="checkbox"/>	Glucose	70-100	mg/dl			97		91			
<input type="checkbox"/>	CRP	< 5.0	mg/l	30.5 (+)		26.0 (+)	23.5 (+)	11.9 (+)	6.1 (+)	2.6	4.6
<input type="checkbox"/>	Creatinin	0.7-1.2	mg/dl	1.0		1.0	1.1	1.0	0.9	0.8	1.0

Ausdruck von Blutwerten

Mit solchen Blutwerten brauchen Sie nicht mehr Ihren Hausarzt konsultieren. Den verwirren Sie da bloß. Der denkt sich am Ende, die Leute vom Labor haben einen übern Durst getrunken und dann Ihre Apparate kaputt gemacht. Also beim Allgemeinarzt oder Internisten sind Sie da nicht mehr richtig. Mein Tipp:

Gehen Sie direkt (nicht über LOS) in das nächste Spezialklinikum. Dort wird man Sie ohne Umschweife schnell von der ambulanten Notfallsprechstunde auf die Aufnahmestation schicken, da kommen erst mal alle hin, wo es kniffliger wird. Von dort geht es recht zügig weiter auf die Onkologie/Hämatologie. Dort wiederum werden die zuständigen Ärzte die Lage bestaunen, bestimmen und erkennen. Notfalls wird neben der Blutentnahme auch noch etwas Knochen aus dem Beckenkamm gezogen. Keine Panik, halb so schlimm. Und bis Sie sich versehen, startet eine satte und umfassende Therapie, die sich gewaschen hat. Sie hingegen werden bald etwas Hilfe beim Waschen benötigen. Im günstigsten Fall, und von dem gehen die hier stets aus, wird jetzt ihr Leben gerettet. Aber Ihren Arsch sollten Sie da nicht darauf verwetten. Vielleicht müssen Sie jetzt auch Ihre Dinge regeln.

Ich zum Beispiel habe mich ja nie groß für Zahlen interessiert. Mathematik ist mir bis heute ein Graus und ich plädiere stets auf Rechenschwäche. Aber den Ergebnissen von Blutuntersuchungen habe ich hier entgegen gefiebert wie der Bekanntgabe von Abschlussprüfungsergebnissen, denn die Zahlen vor oder hinter dem Komma haben hier auf Station eine wesentliche Bedeutung. Und wesentlich heißt hier schon sehr wesentlich. Und manchmal, da sind diese Zahlen so maßlos verzockt, dass es sogar den Fachärzten so geht, wie es dem Hausarzt geht. Sie können es schier nicht glauben. Und ich kann Ihnen sagen, es ist sehr beunruhigend, einem ratlosen Facharzt gegenüber zu sitzen.

Die Subjektivität der Wahrnehmung

Besucher wundern sich zu aller erst immer, dass ich ganz gut aussehe. Zumindest besser als sie dachten. Natürlich bin ich etwas blass. Die Farbe der Haut nähert sich langsam der des Bettbezuges an. Aber meine Kaputttheit würde der Gast erst sehen, wenn ich ihm eine Kniebeuge zeigen müsste. Es ist verständlich, dass der Besucher eine andere Sachlage erwartet, schließlich befinden sich hier die meisten im schweren Gefecht. Manche sogar im Letzten.

Im TV werden die Krebskranken ja vorwiegend extrem im Zombie-Style vorgestellt. So habe ich einmal zwischen zwei Chemotherapien auf Fronturlaub zu Hause einen doofen modernen Lifestyle-Film gesehen mit den üblichen hippen, schönen und erfolgreichen Menschen, die es vermutlich gar nicht gibt. Da war dann so ein sehr lässiger Grafiker, der litt an Kopfschmerzen (?). Später hatte er dann ein schlimmes und dramatisches Arztgespräch mit der traurigen Pointe: Es tut mir so leid, aber sie leiden an einer AML, das ist eine sehr schlimme Erkrankung, aber nicht hoffnungslos. Praktisch im Arztgespräch fielen dem Grafiker die Wuschelhaare ab und in der nächsten Einstellung lag er bereits im Kernspin, total am Durchdrehen, heulte rum und sprach nur noch vom Sterben. So ein Käse. Mein Sohn und ich mussten ob dieser Dummheit lachen. Das war nämlich meine Diagnose. Auch ich habe AML. Und ich bin relativ munter und zuversichtlich. Meine Frau wollte dann doch lieber umschalten. Dieser Film hatte mit mir rein gar nix zu tun. Selbst mein Sohn hat das verstanden. Warum will das Fernsehen keine Wirklichkeit abbilden?

So kommt also der Dessinformierte in das Krankenzimmer auf Besuch. Das verlangt Mut und Courage. Auf alles ist er gefasst! Wenn der jetzt so durchtiggert wie gestern der im Film. Mein Gott ist das alles schlimm. Dabei ist alles ganz anders. Real ist der Krebs kaum wahrnehmbar. Da liegt einer im Bett, ist etwas schlapp und lässt sich wahlweise weiße, rote oder blaue Zytostatika in die Venen laufen. Na und, wenn schon. Die Fassade ist ganz okay, ein bisschen Haarausfall halt und vielleicht eine rote Fresse vom Cortison. Ich habe Mitpatienten erlebt, die hatten fatalste und fortgeschrittenste Krankheitsverläufe und eine Prognose, die keine Frage mehr offen lässt. Und die haben ausgeschaut, wie wenn sie morgen wahlweise in die Arbeit oder zumindest zu einem geselligen Kegelabend gehen und dabei gut und gerne einen Schweinebraten mit 2 Maß Bier vertragen können.

Soviel zur unspektakulären Wahrheit. Gekämpft und auch gestorben wird leise. Das bestimmende Element auf Station ist Warten und stille Langeweile.

In Klausur

Ich bin der Mann im Mond. Ich lebe als Eremit auf meinem Planeten. Und der Planet ist hässlich. Der Eremit ist auch kein weiser Mann, er weiß vielmehr gar nichts mehr, er ist verwirrt und ängstlich. Die Schwestern besuchen mich nur ungern und wenn, dann tragen sie grüne Schutzanzüge wie Protagonisten in einem Bio-Thriller. Lauter verrückte Wissenschaftler! Nur dass sie mich nicht mit metallischen Roboterarmen greifen, sie langen mich gar nicht an.

Seit vorgestern bin ich in Umkehrisolation. Einzelhaft. Das Gift hat meinen Körper in den Keller gefahren. Alle Blutwerte sind am Arsch. Die guten wie die bösen Zellen haben die weißen Fahnen gehisst. Durch bloßes Anhusten könnte man mich umbringen, so behaupten die Ärzte. Papperlapapp, denke ich mir.



Mein Körper ist mir fremd. Ich spüre mich nicht oder zumindest ist das nicht mehr der, den ich kenne. Die Toilette liegt als Einliegerzelle drei Meter entfernt und ich habe leider keine Raumfähre, die mich dort hin bringt. Es bedarf also großer Taktik und Überwindung, um dort hin zu kommen. Mir wird schwarz vor Augen, ich atme wie verrückt. Meine Gelenke stechen und die Muskeln verweigern den Dienst. Schließlich sitze ich auf dem Lokus, habe aber keine Kraft mehr zum Scheißen. Ich kann mir zum ersten Mal nicht mehr vorstellen, wie das mit mir noch mal etwas werden soll. Und auch wird es immer schwieriger, meinen Besuchern keine Angst zu machen. Auch wenn das niemand „erwartet“. Aber ich will kein Statist in einer Geisterbahn sein.

Keine Zeitung, keine Musik, kein TV, kein Wort zuviel. Selbst das Essen ist Arbeit. Selig alleine macht der Schlaf: Der fiebrige, heiße und traumlose Schlaf. Dunkler, honigsüßer Schlaf. Bin ich wach, dann konzentriere ich mich ganz auf meinen Atem. Ich traue meinen Organen nicht mehr über den Weg. Ich kann nicht mehr denken. Muss ich jetzt auch noch verblöden? Ich weiß die Namen der Schwestern nicht mehr, obwohl die mich seit Wochen behandeln. Ich kenne weder Tag noch Uhrzeit. Ich habe Durst und bekomme meine Wasserflasche nicht auf. Jetzt habe ich wieder ein neues Projekt, eine Aufgabe für den Vormittag. Auch schwer kranke Patienten haben Aufgaben, eine ernsthafte Tätigkeit und ein Tagespensum. Und wenn es Klogehen und Flasche aufkriegen sind. Arbeit, Erschöpfung, Erholung. Der Tag vergeht erfüllt. Und wieder falle ich in einen gerechten Schlaf.

Bitte nie mehr in die Umkehrisolation! Lieber stecke ich mich an und bleibe dann gerne ein halbes Jahr länger hier. Zeit spielt keine Rolle mehr, aber ich brauche Platz und Menschen um mich herum. Ich brauche Stimulation!!!

Patienten

Krankheiten sind so verschieden wie es Patienten gibt. Und Patienten sind so verschieden wie es Menschen gibt. Jeder hat einen anderen Dreh heraus auf Station.

Einige sind regelrecht im Stress. Sie telefonieren permanent, sind schon vor dem Wecken unterwegs, um sich das Bad zu erobern, verstricken arglose Mitpatienten in Gespräche oder Monologe. Oder sie fressen Kilometer im Klinikbereich, besuchen das Bistro, lesen Bücher wie verrückt oder machen einfach das Pflegepersonal kirre. Klingeln und anschaffen auf Teufel komm raus. Sie können sich beim besten Willen nicht vorstellen, wegen welchen Banalitäten manche Patienten nach der Schwester klingeln. Andere wiederum haben ganztägig ihre Familien um sich geschart. Gemeinsam wird gegessen, geredet, gejammert, gestritten und geschwiegen. Meistens sind das Migranten und eigentlich ist daran nichts verkehrt. Nicht wenige wandern ab ins innere Exil. Notfalls stellen sie sich schlafend, wenn jemand Kontakt mit ihnen aufnehmen will oder ignorieren dich schlichtweg. Vereinzelt latschen Wenige stoisch den lieben langen Tag den Gang hinauf und hinunter wie in Trance. Zuweilen war ich auch Zimmergenosse von Fernsehfreaks. Da brummt der Kasten den ganzen Tag und es wird auch nicht mehr nachgefragt, ob das jemandem so recht ist. Einer war Experte für Nachmittags-Trash aller Art. Vor allem Talksendungen und Gerichtskram. Gerne auch Serien wie Sturm der Liebe oder Orkan der Scheiße. Gerade bei Barbara Salisch oder Richter Holt ist einer abgegangen wie Harry, für ihn war das alles echt! Gebannt und ernsthaft blieb er am Ball und versuchte mich in diesen Strudel der Leidenschaft hineinzuziehen. Ich war fasziniert von dieser Obsession, weil mir fehlt zuweilen jede Leidenschaft. Ich glaube, der hat darüber seinen Krebs glatt vergessen. Ein anderer Bettnachbar penetrierte uns mit Bayern 1 im 12-Stunden-Modus. Hansi Hinterseer auf Hot Rotation. Gefragt hat er auch nicht, sondern nur immer gesagt: „A Gaudi muss sei, sonst kannst glei’ verreckn!“ Da hat er ja auch irgendwie wieder Recht.

Im Vergleich zu denen bin ich der reinste Ducker. Ich habe immer brav mein Maul gehalten und war letztendlich froh, nicht allein zu sein. Ich kann wirklich nur schlafen, wenn neben mir einer schnauft und furzt. Nur einmal habe ich die Herausgabe meiner Adresse verweigert, da war ich erst sehr beschämt und letztlich aber stolz auf mich. Und gerade bei den hyperaktiven Nervensägen gibt es immer einen späten Trost. Bei laufender Verabreichung der Chemo kommt es immer zu einer gewissen Beruhigung der Szenerie, da verlagert sich dann die Aktion, wenn überhaupt von Aktion die Rede sein kann, mehr aufs Klagen und Kotzen.

Inmitten lunarer Landschaften

Ich würde nicht sagen, dass der Tod mich gestreift hat. Ich habe seinen Hauch in meinem Nacken nicht gespürt. Aus der Ferne habe ich ihn freilich einmal kurz gesehen und er mich. Wann das genau war, weiß ich nicht mehr. Vielleicht in der vierten Woche am frühen Nachmittag, wenn auf Station wenig los ist.

Er hat mich zuerst gesehen. Eine Kurzbahnstrecke entfernt stand er am Eingang der Station. Ich habe ihn sofort erkannt. Ernst und mit einer starken Präsenz hat er dagestanden. Aufrecht, dunkel, still und mächtig. Trotzdem konnte ich seinem Blick standhalten. Dann hat er etwas steif und ernst begrüßt und ist gegangen. In die andere Richtung, nicht in die meinige. Ich habe seinen Gruß nicht erwidert. Aber Angst hat er mir nicht gemacht. Nicht wirklich. Schließlich ist er ja auch nicht näher gekommen. Zumindest haben wir uns jetzt mal gesehen. Vielleicht ist das für unser nächstes Treffen von Vorteil. Für mich. Für ihn. Ich bin dann auch gegangen und habe mehr Meter zwischen uns beide gebracht. Meine Bewegungen waren ruhig und nicht überhastet. Einmal habe ich mich noch kurz verschämt nach ihm umgedreht, da ist er gerade durch die Stationstür raus. Eine imposante Erscheinung. Durch den schwarzen Umhang hindurch konnte ich sein breites Kreuz erahnen. Das elektrisierende Moment in der Luft wurde merklich weniger. Die Tür schloss sich, wie immer, automatisch.

Links hatte er einen stöhnenden alten Mann in einem gestreiften braunen Pyjama im Schwitzkasten und drei Meter hinter ihm tippelte eine alte Frau im rosa Morgenmantel hinter ihm drein. Ich würde es als Gedackel bezeichnen. Dann waren die Drei fort. Und ich bin wieder in mein Zimmer und habe mich ins Bett gelegt. In meinen Hort der Geborgenheit. Meinem Mitpatienten habe ich nichts erzählt. Erst mal Gedanken sortieren und ein Nickerchen machen.

Heldentum



Ich bin weder tapfer noch stark, weil ich das so will, sondern weil das so sein muss. Weil das meine temporäre Normalität ist. Menschen wie ich werden nie Helden aus freien Stücken. Feigheit und Vorsicht waren bisher immer meine ständigen Begleiter. Unsereiner fühlt sich wohl in der zweiten oder gar dritten Reihe des Lebens. Nach Vorne gehen wir nur, wenn wir das müssen oder wenn wir wissen, dass wir keine Konkurrenz fürchten müssen, weil wir in unseren ureigensten Disziplinen kämpfen, denn dann ist es kein Kampf, sondern eine Selbstbestätigung in unseren Kategorien mit Erfolgsgarantie. Hierbei aber hatte ich keine Wahl, ich bin also ein Held wider Willen.

Nun sagen freilich Viele ich sei tapfer. Das ist mir sehr leidig, denn meine Tapferkeit ist in jedem Fall sehr eigen zu definieren. Vom ersten Tag meiner Krankheit an habe ich die Kontrolle abgegeben. Die Sorgen, die Heilung, die gesamte Verantwortung für mich lagen in den Händen von Ärztinnen, Schwestern, Pflegern und meinen engsten Angehörigen. Sie alle bestimmten den weiteren Verlauf. Ihnen oblag die Reaktion, die Taktik, die Entscheidung, der Kampf. Ist das also demnach heldenhaft, keine Kraft in die Entscheidungen zu geben, sondern sich größtmöglichen Freiraum für die Konzentration auf sich selbst zu schaffen.

Heldisch nenne ich meine Frau, die sich in ausdauernder Sorge und Betreuung um mich zergeht, und dabei die Fäden der Kontrolle im Austausch mit dem Ärzte- und Pflegeteam nie aus der Hand gibt um meine bestmögliche Versorgung sicherzustellen. Sie bewältigt den Alltag, ihre Angst, und meine Betreuung als Bonusrunde. Heldisch nenne ich auch meine Kinder, die trotz ihrer Angst und der väterlichen Verlassenheit ihre Alltagsaufgaben meistern. Heldisch nenne ich meine Mutter, die für mich Besucher aus dem Zimmer schmeißt oder Freunde und Verwandte, die mir liebevolle und mutige Briefe schreiben oder den Schneid für einen Besuch finden. Alle diese Menschen stehen im Zentrum der Entscheidungen.

Ich hingegen lasse mich treiben. So wie ich mit meiner Not verfare, so mit meinem Leben. So wie ich am Tag Eins meiner Leukämie die Verantwortung und Kontrolle anderen überließ, so überließ ich auch wohl seit meiner Geburt die Kontrolle einem göttlichen Plan, der selbstverständlich für mich da war. Bis heute ist mir unklar, wie ich das bewerten soll. Ist das vertrauensvolle Lebensgläubigkeit, gelebter Buddhismus, oder vielmehr blanke nihilistische Verantwortungslosigkeit sich selbst gegenüber. Ich habe mich nie dagegen gewehrt, wenn mir das als Stärke ausgelegt wurde, auch wenn mir dies oft als lächerlich erschien. Letztendlich hat jeder seine Mentalität und das ist nicht zu bewerten. Es ist ein Fakt. Und es bleibt selbst in der größten Krise unumstößlich und manifest als Symbol meiner Selbst. Selbst eine tödliche Krankheit vermag mich nicht in die Handlungsebene zu zwingen.

Wenn mir ein Begriff im Verlauf meiner Krankheit vollkommen unerschlossen geblieben ist, dann ist das der Kampfbegriff!! Ihn benutzt ansonsten fast jeder. Also gehe ich eher mit Kurt Cobain: „Here we are now – so entertain us!“ Genau: Mann, was wurde ich unterhalten.

Das Bistro

Das „Bistro“ hat das Versorgungsmonopol in der Klinik und profitiert immens von der Immobilität der Siechen. Manchmal, wenn es mir möglich ist, besuche ich das „Bistro“. Das Personal ist eher unfreundlich, die Preise überhöht, das Sortiment ist klein und lieblos, die Presseauswahl schlicht und die Schokolade weich und warm. Es ist dort heiß und es riecht unangenehm. Am freien Markt wäre das „Bistro“ nicht überlebensfähig. Kein Mensch verabredet sich hier von *Außerhalb* und kein Gastroführer kommt zum Testen. Vor allem Alkoholiker, meine Freunde im Geiste, haben hier keine andere Wahl: Auf der Terrasse sitzen also meist derbe Gestalten im Flügelhemd vor ihrem Weißbier, der nackte Arsch netzt die metallische Sitzfläche der Stühle. Aus Infusionsständern laufen Flüssigkeiten hinein, aus anderen Schläuchen unterhalb gehen dann wieder Körpersekrete ab. Das ist kein schöner Anblick. Natürlich treibt es mich trotzdem immer wieder mal ins „Bistro“, auch wenn allein der Name ein blanker Hohn ist. Heute habe ich mir ein Eis gekauft. Einen „Happen“. Das kenne ich aus der Kindheit und ich bin ein Protagonist der Gewohnheit. Zwei Waffeln halten ein Dreierlei aus Erdbeer-, Schokolade- und Vanilleeis zusammen und die Sauerei ist groß. Der Weg nach unten war beschwerlich und mit meinem Mundschutz bin ich stets ein begehrter Blickfang, doch am lohnenden Ziel geriet ich in einen regelrechten Zuckerrausch. Ohne Vorsatz kaufte ich mir zusätzlich Lakritze-Schnecken, Riesen-Karamellbonbons und eine Packung Haribo „Colorado“. Maßlos habe ich in meinem Zimmer alles nacheinander in mich hineingestopft. Total pervers. Danach war mir speiübel und mein kaputter Magen hat stundenlang rebellierte. Das Abendessen konnte ich mir sparen. Später habe ich mir dann gedacht, wenn ich jetzt tot wäre, dann hätte ich das alles nicht mehr erlebt. Ich sollte also nicht undankbar sein und wahrscheinlich wollte ich nur ausprobieren, wie sich das Leben anfühlt. Morgen gehe ich wieder ins „Bistro“. Einen Zehner habe ich noch.

Haribo macht Kinder froh,



und Krebskranke ebenso!

Ich möchte aber unbedingt noch erwähnen, dass die Packungen kleiner, aber dafür teurer als die supermarktüblichen waren. Das ist nämlich das Konzept vom „Bistro“. Kranke schröpfen, so lange sie noch da sind. So zynisch kann der Turbokapitalismus sein.

Die Seelsorgerin



Die Seelsorgerin schreitet freudig erregt im grünen Kittel ins Zimmer. Sie ist selbstsicher, denn sie weiß, dass sie ein guter Mensch ist. Sie arbeitet ehrenamtlich und auf der Basis eines unerschütterlichen und beruflichen Ethos. Und das ist zweifellos der beste Ausgangspunkt für absolute Übergriffigkeit.

Ich liege am ersten Platz. Ungefragt beugt sie sich über das Bettende und lächelt mich wissend und mitfühlend an. Sie hat wässrige strahlende Augen und ihr Grimassieren lässt mich unweigerlich an die Zeugen Jehova denken. Sofort und kompetent eröffnet sie das konfrontative Gespräch mit mir: „Hallo, ja, das ist jetzt keine leichte Situation für Sie, gell ?!“ Ob das eine Frage oder eine Feststellung ist, das weiß ich nicht. Mir sind dieses Gespräch und seine Absicht zuwider. Ich hasse diese Frau sofort und instinktiv. Der Hass ist prompt und unmittelbar. Die soll mich zufrieden lassen. Ich will nicht mit ihr sprechen und schon gar nicht über mich. Gerne können wir uns ja über ihre Probleme unterhalten, in diesem Metier bin ich sicherer. Da wird sich sicher auch etwas finden lassen, vielleicht im sexuellen Bereich. Jetzt muss ich anscheinend auch noch diese Frau beruhigen. Das ist doch absurd. Jeden muss ich beschwichtigen.

Leider höre ich mich wie ein Automat zu sprechen beginnen, ein Schema wie aus meiner verkackten eigenen Beratungsarbeit. Ich werde ihr nun erklären, wie reflektiert und reif ich mit meiner Aufgabe umgehe und dass ich alle Facetten meiner Krankheit erfasse und annehme, bis sie endlich von mir ablassen wird. Vor allem strengt mich das wahnsinnig an. Reden erschöpft mich am Allermeisten. Leider erhöht das meine Opferattraktivität, da die Seelsorgerin erfahren genug ist, meine Taktik zu durchschauen. Jetzt hat sie Blut geleckt.

Andere Patienten schauen einfach weg oder schnauzen die gute Dame schlichtweg an, stellen sich wenigstens schlafend. Warum kann ich Trottel das nicht ebenso. Jetzt geht sie in die Vollen: „Ach, Herr S.-, Männer wollen immer so stark sein, gell. Vielleicht wollen Sie ja einfach mal weinen, das tut bestimmt gut, Herr S.“ Jetzt geht's aber los! Muss ich jetzt auch noch für diese fremde Frau weinen, um ihre Kompetenz und Ehrwürdigkeit zu bestätigen. Kotzen könnt ich da, weil weinen tu' ich nur für mich und zwar alleine und nachts und ausgiebig und das geht die auch einen sehr feuchten und auch stinkenden großen Kehricht an. Nach etwa einer halben Stunde lässt die Hospizdame wieder von mir ab. Es wurde auch nicht geweint. Die zwei Nebenleute interessieren sie gar nicht mehr, sie hat ihren Ertrag für heute eingefahren. Ihr Ego ist gestreichelt. Go to hell, denke ich mir. Aber da will die ja vermutlich ganz bestimmt und schon dreimal gar nicht hin.

Später bekomme ich dann natürlich ein schlechtes Gewissen. Dankbar sollte ich sein. Sie meint es ja nur gut. Zudem sind wir uns in gewisser Weise ähnlich. Das macht es ja so unerträglich. Übergriffige und falsche Freundlichkeit, auch versteckte Arroganz. Das nächste Mal werde ich mich mehr bemühen. Vielleicht werde ich auch ein bisschen weinen für diese wunderbare Frau mit der knallharten und undankbaren Mission. Ein bisschen guter Willen ist auch von einem Patienten zu erwarten.

Mein Talisman

Natürlich habe ich einen Glücksbringer. Und er verschafft mir sicher einen Vorteil. Schon in der zweiten Woche brachte mir meine Schwägerin einen kleinen Schmetterling aus bunter Pappe in die Klinik mit. Verfertigt wurde der von eifrigen Kindern aus ihre Kommuniionsgruppe. Der Falter hat eine eindeutig positive Ausstrahlung und er wurde mit Liebe gebastelt. Er wurde immer wichtiger für mich. Er ist bunt und lustig und positiv und Kinder sind unbestreitbar toll. Und natürlich auch gesund und aktiv. Mit so etwas muss ich gesund werden. Da führt kein Weg dran vorbei. Soviel zum Aberglauben auf Krebsstationen. Meistens hängt der Schmetterling an meinem „Galgen“ am Bett oder er baumelt am Infusionsständer. Oft glotze ich ihn minutenlang an oder schnippe ihn von der roten auf die grüne Seite und umgekehrt. Er hat ein Gesicht und lächelt mich an. Von jedem Winkel aus treffen seine Augen meinen Blick. Allein im Zimmer habe ich ihn auch schon mal fliegen lassen. Er hängt an einem Bindfaden und hat etwas Spiel. Dann nehme ich ihn zwischen die Finger und lasse ihn Kapriolen drehen. Manchmal habe ich auch dabei schon gedankenverloren leise Brummgeräusche gemacht. Aber das bleibt bitte unter uns. So wenig ich sonst auf Sachen Obacht gebe, mein kleiner Freund wurde immer sorgsam verpackt und wieder mitgenommen. Er war immer dabei. Da vergesse ich noch eher meine Tabletten oder Unterhosen. Höchstens mal beim Sono oder EKG musste ich ihn kurz zurück lassen.

Einmal war er plötzlich weg. Für meine Verhältnisse bin ich relativ hysterisch geworden und durch die Station gehastet, bis ich ihn auf einem anderen Infusionsständer hängen sah. So etwas kann schon mal passieren. Vermutlich hätte ich mich sogar für ihn geprügelt. Wir haben uns beide sehr gefreut. Jetzt ist er wieder da und zusammen kann uns nix passieren. Mit der Raupe Nimmersatt wird hier schließlich nicht gestorben. Niemals.



Hass

Ich gestehe mir das nicht gerne zu, aber manchmal regiert mich der nackte Überdruß und Hass. Heute bin ich dermaßen seelisch entnervt und geistig erschöpft, es kommt automatisch hoch.

Wissen Sie, was ich heute alles hasse: Ich hasse Krankenhäuser, Krankenzimmer, Krankenbetten, Ärzte, Schwestern, Mitpatienten, alte Menschen im Allgemeinen, gesunde Menschen im Speziellen, Blutentnahmen im Besonderen und ich hasse abgrundtief die Farbe Weiß. Ich hasse aber noch vieles mehr: Ich hasse z.B. das Putzpersonal, Arztgespräche, Visiten, geweckt werden in der Früh, eingepacktes Essen, die Toiletten, die vom Gestank fremder kranker Menschen erfüllt sind, Fieber- und Blutdruckmessungen, Urinflaschen, das Schlafen hier, die Beleuchtung, den schlechten Radioempfang, Türen die elektrisch aufgehen. Das ein Mensch so hassen kann. Und es nicht mal einer merkt! Hass, Hass, Hass. Ich hasse mich und meinen schwachen Körper, ich hasse Neonlicht. Draußen spielen Kinder Fußball. Wissen Sie was, ich hasse sie. Ich hasse spielende Kinder!! Ich hasse Jogger und besonders Radfahrer. Ich hasse Leute, die jetzt im Biergarten sitzen und sich eine Maß rein laufen lassen und noch mehr hasse ich Menschen, die jetzt im Baggersee eine Runde schwimmen und sich dabei natürlich großartig fühlen. Ich hasse das Zeitungslesen, weil sich im Bett so schwer die Seiten umblättern lassen mit meiner Venenkanüle, die ich auch sehr hasse, weil sie schmerzt. Mein Arm lässt sich schlecht bewegen. Ich hasse meinen Arm. Ganz schlimm hasse ich den Krankenhauskaffee. Er ist nämlich keiner, sondern nur so ein Scheißdreck-Getreidemuckefuck. Kann keiner saufen.

Die serbische Putzfrau ist ein grobes Dreckstück. Sie wischt genervt und haut mit Vorliebe ihren Schrubber gegen mein Bett oder fegt etwas vom Nachttisch. Da wird der Hass sogar gestalterisch. Würgen möchte ich sie oder treten. Vielleicht benötigt sie Elektroschocks. Sie gehört in jedem Fall schlimm erzogen und bestraft. Dass muss doch jeder vernünftige Mensch verstehen. Neulich war sie sogar missglückt witzig. Sie hat mich und meine Zimmergenossen, die ich natürlich heute auch ganz besonders hasse, weil sie mir den ganzen Tag auf die Pelle gehen, verhöhnt: „Ah, ihr habt sehr gutt, nix arbeite, immer liege und schlafe!“ So eine scheiß Nutte habe ich mir gedacht. Dummer Trampel. Sofort ausweisen.

Oder neulich Folgendes: Da hat eine unerfahrene Assistenzärztin so stümperhaft an mir herum- und herein gestochen, dass nach drei Versuchen immer noch kein Blut geflossen ist:

Einmal ist die Vene geplatzt, das war die Hölle, und zweimal glatt daneben. Dann ist sie fort um einen Kollegen zu holen. Ich habe mich freundlich für meine schlechten Venen entschuldigt. Gedacht habe ich mir etwas anderes. Ich sage es nicht. Suchen Sie sich etwas aus ihrem eigenen Wortschatz heraus, aber bitte wühlen Sie dabei ganz unten im unappetitlichsten Morast, den ihre Sprache zu bieten hat.

Soviel zum Hass, weil ich nicht immer nur lieben kann. Natürlich wissen wir alle: Hass ist immer Selbsthass.



Kleine Warenkunde

Zytostatika sind meist kleine, unscheinbare und durchsichtige Beutel. Es gibt zahlreiche Sorten und sie werden individuell im Krankenhaus selber gemischt und verabreicht. Bei mir läuft zurzeit Cytorabin als Kurzinfusion über 30 Minuten in die Venen.

Es dauert immer länger. Aber selber die Infusionsschraube aufzudrehen trauen sich nur Wahnsinnige oder Vollprofis. Es hat schon einen Sinn, dass das Zeug eher langsam läuft, üben sie sich bitte in Geduld. Es gibt auch andere Sorten, z.B. die Mixturen blau und rot, unter Insidern „Blue Curazaou“ oder „Red Bols“. Das sind die Chartbreaker für harte Jungs. Das brennt schon in die Vene hinein. Mein Mitpatient L., ein Kerl wie ein Baum, bekam davon einen Herzstillstand und musste reanimiert werden. Wenn die Nadel nicht in der Vene liegt, dann verbrennt es dir den ganzen Unterarm und zwar irreparabel. Bei mir ist das einmal passiert, aber nur mit der farblosen Ware, die ist nicht so wild. Aber das schaut auch heute noch ganz interessant aus. Es gibt auch Patienten, die kriegen eine Monsterdröhnung über 22 Stunden Laufzeit. Da sind die Beutel dann so groß wie Alditüten, auf dass sich der Metallhenkel am Infusionsständer biegt.

Nach einigen Wochen haben die Venen nicht mehr viel Bock und gehen auf Tauchstation oder sterben ab. Dann müssen die Ärzte auf Verdacht stechen, da sind dann Wüschelrutengängerqualitäten gefragt. Die haben das aber überwiegend sensationell drauf. Ist mal ein Venenkatheter oder Port gelegt, dann vereinfacht sich das immens, weil nicht nur problemlos alles rein läuft, sondern auch jederzeit Blut entnommen werden kann und Blut wird hier rund um die Uhr kontrolliert. In den ersten Wochen habe ich allerhand gekriegt und irgendwann auch nicht mehr nachgefragt, da ich gemerkt habe, dass es mir gut tut. Nur die Blutkonserven haben mich immer etwas nervös gemacht. Blut ist ja doch etwas sehr Essentielles und Intimes. Und fremdes Blut etwas sehr Ekliges.

Ich bekam literweise Nährlösungen, grüne Thrombozyten, Antibiotikum, Cortison, etwas gegen Übelkeit und eine Unmenge an Tabletten, die habe ich geschluckt wie Smarties. Tabletten gegen Kopfweh, gegen Sodbrennen, gegen Übelkeit, gegen Fieber und Entzündungen, für oder gegen Stuhlgang, und am wichtigsten, Tabletten die Vesanoid heißen und laut Chefarzt meine Lebensversicherung waren. Cortison ist der Hammer. Das macht nicht nur einen hässlichen Kopf, sondern einen Mordshunger. Ich habe gefressen wie ein Holzfäller, aber wegen meiner Figur habe ich mir die wenigsten Gedanken gemacht. Am liebsten habe ich natürlich oral und rektal eingenommen, das Intravenöse hat mich immer eher beunruhigt, sozusagen intranervös gemacht. Es schränkt einen ja auch sehr ein. Die Infusionen laufen ja auch nachts, da kann ich dann schlecht schlafen, weil ich den Arm nicht gut bewegen kann.

Als ich zwischendurch mal eine Infusionspause gekriegt habe, während der ersten Umkehrisolation, da bin ich öfters mal mit dem Infusionsständer aufs Klo gefahren, ohne dass ich überhaupt an ihn angeschlossen war. Er gehörte halt dazu. Die Schwestern haben sehr gelacht. Manchmal habe ich auch Tabletten vergessen oder sie sind mir runter gefallen und ich habe sie einfach unter ein anderes Bett gekickt. Da geht mir halt der Spieltrieb durch. Aber das sollte ich nicht meiner Frau sagen.

Und Draußen tobt das Leben

Das Dasein auf Station ist sehr strukturiert und übersichtlich, es verschafft mir Sicherheit. Nach wenigen Wochen stellt sich Vertrautheit ein. Die Räume, das Personal, die immer wiederkehrenden Mitpatienten, die Tagesabläufe, das selber gewählte Programm. Schlafen, Essen, Waschen, Substanzen einpfeifen, Untersuchungen, Visite, Siesta am Nachmittag, kalkulierbare „Ausflüge“ und Empfänge. Nach einer langen Zeit in der Klinik stellt sich zu Hause unerwartet neben der großen Freude auch Unsicherheit ein. Die Welt da Draußen ist sehr unübersichtlich geworden, laut und chaotisch. Alles rennt und hat Termine und Verpflichtungen. Alles unterliegt undurchsichtigen und komplexen Strukturen. Das gesunde Leben ist mir eindeutig zu schnell. Chaos regiert! Als ich noch gesund war, war es mir zuweilen zu langsam. Aber jetzt: Meine Nerven! Die Versorgungsstruktur zu Hause ist zwar weitaus liebevoller und individueller, dafür weniger berechenbar. Ich bin wie ein Knastbruder auf Freigang, etwas überfordert mit dem modernen Leben, mit dem Anderssein. Hat sich jetzt meine Heimat verlagert? Eine durchaus perverse Situation. Nach vier Tagen bin ich wieder auf Station. Ich liege im Bett und bin auf sicherem Terrain.



Brauche ich später auch einmal ein Eingewöhnungs- und Resozialisierungs-Programm, wenn ich aus dieser totalen Institution in die Welt zurück geworfen werde? So weit ist es so gut. Genug ist mir meine Welt, die mir Heilung und Ruhe verspricht, die meiner Erschöpfung gemäß ist.

So bin ich Napoleon im Exil. Meine kleine Welt ist mir genug. Zwar schmiedete ich Pläne für die Zeit meiner Rückkehr, doch ob es zu neuen, weiteren Eroberungen gereicht ist mir zweifelhaft. Mein mir verbliebener Hofstaat ist treu und vertraut. Den Anforderungen des Festlandes bin ich derzeit wohl nicht gewachsen. War ich es je? Werde ich es je wieder sein?

Auf dem Weg zurück in die Klinik steuerte meine Frau einmal den Wagen durch wüsten morgendlichen Berufsverkehr. Ich musste den Kopf schütteln, so unglaublich wirr war das Gerenne. Blechlawinen, Menschen die zu Bushaltestellen rannten, Kinder, kreischend und schubsend auf dem Schulweg. Das hatte alles mit mir nichts zu tun. Rein gar nichts. Ich kann nicht mal mehr Autofahren. Weniger wegen dem Zittern, sondern wegen den Nerven. Meine Frau schon. Ist das toll. Später höre ich aus dem vergitterten Fenster des Klinikzimmers den Lärm und das Toben aus der benachbarten Schule. Schulsportfest. Es hat mich gerührt. Ich bin da momentan Lichtjahre entfernt. So schnell ging das.

Und Bonaparte hat auf seiner kleinen Insel genug zu regeln. Was bedarf er da schon der großen, weiten Welt. Seine Herausforderungen und Leistungen muss schon jeder Mensch selber definieren. Ich definiere sie innerhalb der Grenzen von Station 15.

Weinen

Ist natürlich Blödsinn, dass Männer nicht weinen können sollen. Wir machen das halt ungern vor Publikum und sind weniger geübt. Okay, viel habe ich nicht geweint. Eher habe ich so öfters Klöße im Hals. Außerdem habe ich immer gewusst, dass die mich hinkriegen. Unsicher bin ich höchstens bis zu welchem Grad. Ich hatte Vertrauen, wenig Angst und auch wenig Wut. Vielleicht ist das auch naiv. Eher bin ich da schon oft erschrocken, wenn ich zwischendurch meine Situation realisiert habe oder bin in die eine oder andere Sentimentalität reingerutscht. Manchmal bin ich nachts im Zimmer auf- und abgegangen (wenn ich einzeln lag) oder habe vom Bett aus auf die dunkle Nacht hinaus gestarrt. Das war herrlich melancholisch. Dann habe ich oft mal geweint, so ganz leise und für mich. Und das war sehr schön. Manchmal habe ich dabei an irgendetwas gedacht, z.B. an meine Kinder – oder an meine Kindheit. Oft habe ich auch scheinbar grundlos losgelegt. Auch Briefe haben mich berührt. Am meisten reagiere ich natürlich von jeher auf Musik. Manchmal habe ich mir ganz bewusst nachts noch als Katalysator eine CD in die Ohrwascheln getan, damit es passiert. Da habe ich aber vorher schon noch abgewartet, bis die Nachtschwester da gewesen war. Andere Männer habe ich nicht weinen sehen. Melancholisch, ja auch sehr depressiv. Oder zornig und lamentierend, meinetwegen weinerlich klagend. Aber rumgeflennt hat hier noch keiner. Frauen haben hier oft geweint. Meine oder Patientinnen, auch Schwestern haben schon bei mir wässrige Augen gehabt. Richtig zusammen geflennt haben wir nur kurz, wo ich meine Diagnose erfahren habe und das mit dem Sterben noch unklar war. Da hat es uns beiden von jetzt auf sofort die Füße weggezogen. Oder auch kurz als die zweite Chemo als Fehlschlag erschien. Da haben wir auch eine ganz starke Liebe gespürt, die hat das Weinen verstärkt. Es gibt ja nichts Rührenderes als wenn du weißt, dass du ganz stark zusammenhältst. Aus Liebe und aus Angst vor einem großen Verlust. Aber wenn ich dann nachts für mich alleine den Klos im Hals gelöst habe, war das immer sehr richtig. Es gab sogar eine Phase, da hat mich der lausigste Schlager gerührt. Meine verlässlichsten Nummern ausnahmslos alles von Eels, Pink Floyd, Ludwig Hirsch, Radiohead oder Element Of Crime. Irgendwann konnte ich selbst bei den Chilli Peppers weinen. Bei schlechter Prognose geht das bestimmt auch auf Motörhead und Slayer.

Und wissen Sie, am meisten erbarmt hat es mich, wenn ich kleine Jungs beim Fußballspielen hinter der Klinik gehört oder beobachtet habe. Sie rufen, schießen und rennen und vergessen dabei die Welt. Genau so war das. Bei mir. Und diese Sorglosigkeit ist schon lange dahin.

Nebenwirkungen

Gerne will ich auch mal über Nebenwirkungen reden. Soweit bin ich ja vergleichsweise billig davongekommen. Andere reagieren so stark, dass sie lieber abrechen und sterben. Doch, wirklich. Das habe ich nicht verstanden, dass Leben heiligt doch immer alle Mittel. Heute respektiere ich das, wenn jemand mit Siebzig nach zwölf Chemos, die nichts Wesentliches vorantreiben, keinen Bock mehr hat. Ich gehe ja jetzt nach der vierten Chemo auch langsam in die Knie. Und trotzdem kann ich da noch leicht reden. Außerdem reagiert ja jeder anders. Ich z.B. musste nie exzessiv kotzen und konnte auch immer gut schlafen und Wursti machen. Bei mir war mal einer im Zimmer, der hatte den 12. Tag keinen Stuhlgang. Der hatte einen Bauch bis zur Zimmerdecke und hat sofort alles erbrochen, was er zu sich nahm. Der wurde dann verlegt, da war mir wohler. Die Haare habe ich mir auch sofort ohne Not wegrasieren lassen, die haben mich im Essen einfach genervt. Meistens bin ich gut klar gekommen. Schlimm war das Kopfweg und die heiße, aufgeschwemmte Birne, auch die körperliche Erschöpfung und geistige Verblödung.



Die wochenlange Geschmacklosigkeit im Mund hat mir allen Appetit genommen und das mag was heißen. Schlimm waren das Sodbrennen und die Koliken, weil das Gift total auf den Magen geht. Stuhltechnisch hatte ich alles durch, außer normal. Die Haut juckt wie Sau, wird trocken und gereizt. Sie fühlt sich nicht mehr wie deine an, sie wird dir fremd, dafür stinkst du nicht mehr, das Deo kannst du dir über Monate sparen. Ebenso das Rasieren! Dafür musst du permanent Wasser lassen gehen, weil du so viel Zeugs kriegst. Du lagerst auch Wasser ein, aber das ist nicht wild. Die Glieder tun dir weh, die Zähne tun dir weh. Durch die unglaublichen Blähungen hast du eine amüsante Freizeitbeschäftigung. Manchmal kommen Fieber und Schüttelfrost. Geht aber wieder. Augen und Nase brennen, weil alles austrocknet. Die Ohren sausen, ich habe schlecht gehört und beim Telefonieren hat's gepiffen. Noch heute muss ich den

Hörer etwas weg halten. Das Schlucken hat geschmerzt und trotzdem war da immer so ein Gefühl, wie wenn dir hinten im Hals was runter rinnt. Meine Hornhäute haben sich gelöst und die Haut war sehr empfindlich. Gitarrespielen kannst du vergessen.

Die Sexualität fährt vollkommen runter, bis Heute. Und wenn du trotzdem versuchshalber einmal onanierst, dann reißt es Dir die Vorhaut ein! Aber Hallo. Charakteristisch ist bestimmt die Erschöpfung und damit einhergehend Atemnot und Herzrasen. Speziell bei mir scheiße sind die Venenentzündungen an beiden Unterarmen und das Absterben von Venen. Die werden dann so hart wie Sehnen. Du kannst die Arme nicht mehr durchstrecken und das tut schon mächtig weh, ist auch noch nicht absehbar, wie die noch werden. Alles andere ist mittlerweile gegessen. Ich hoffe darauf, bald wieder Kondition und Muskeln aufbauen zu können. Noch geht das nicht. Die Erschöpfung ist nicht wegtrainierbar.

Letztendlich bin ich unglaublich stolz auf meinen Körper. Er hat prima mitgemacht und war absolut stark und verlässlich. Er tut mir oft richtig leid. Das hat er nicht verdient.

Warten auf bessere Zeiten

Ich habe im Krankenzimmer eine Unmenge gelesen und gehört, wenn ich nicht geschlafen habe oder herumgescheucht wurde. Nicht, dass mich das Lesen oder Radiohören grandios unterhalten hätte, das meiste habe ich sofort vergessen, es vergeht halt besser die Zeit. Fernsehen war komplett uninteressant, zu anstrengend. Trotzdem habe ich manchmal heftig alleine geglotzt und festgestellt, das Fernsehen totaler Mist ist. Zeitverschwendung. Taugt selten zum Philosophieren. Einmal war gut, da kam Sin City spät in der Nacht und der Film hat irgendwie grandios gepasst. Und ein anderes Mal war ein Interview mit einem Denker, der vollkommen durchgeknallt war. Manchmal mag etwas abfallen, so wie der Trinker von Fallada mit Harald Juhnke, sehr geil, aber das bestätigt nur die Regel. Ich habe gelesen, dass wir 6 Jahre unseres Lebens wegfernsehen. So ein Wahnsinn!! Ich kann mich nur vage an die Europameisterschaft erinnern, oft bin ich meistens schon zur Halbzeit weggepennt. Das Finale gegen Spanien habe ich verpasst! Lustig war vielleicht noch die Wasserschlacht der Türken gegen die Schweizer oder waren's die Kroaten? Es hat mich nicht interessiert und die Opas in meinem Zimmer auch nicht.



In der Nacht habe ich noch die Hupen der Adrenalinbubis gehört und das war's. Die Schwestern haben sich da mehr interessiert, also hat das irgendwie mit Gesundheit zu tun. Klar war das lustig, wie die Holländer die Italiener und Franzosen in der Vorrunde vermöbelt haben, aber ist ja doch alles Banane. Was bleibt mir noch? Die Zeitung habe ich täglich von vorne bis hinten gelesen, das dauert immer so circa 3 Stunden. Im Bett lesen ist sehr anstrengend.

Dann habe ich noch viel Radio gehört. Einmal sang ein norddeutscher Romantiker, dass er so leben will wie Franzosen Auto fahren (siehe Anhang) und ein Gedicht war gut, da will jemand barfuss im Herzen sein. Manchmal rührt mich so was an. Meine Frau meint es gut mit mir und bringt mir die verschiedenste Wochenzeitungen, aber ich kann das gar nicht alles bewältigen, weder zeitlich noch geistig. Ein Freund bringt mir diverse Musikzeitschriften und andere Fachliteratur mit. Ich lese fast alles weg, auch Bücher am Meter und vergesse doch den Inhalt bereits beim Lesen. Ich stemme mich gegen meine Verblödung. Wie zum Trotz mache ich Kreuzworträtsel. Manchmal hole ich mir auch in meiner Not alte Illustrierte aus dem Warteraum. Da bin ich flexibel. Gestern habe ich „Adel Aktuell“ gelesen, doch, das gibt es wirklich. Aber Lesen ist Arbeit. Und ich will auch arbeiten. Manchmal ärgere ich mich, weil ich den Lesestoff nicht bewältige. Aber alles ist besser als das WARTEN.

Warten ist ja bekanntlich das halbe Leben, hier hingegen das Ganze: Ich warte auf den Morgen und den Abend. Ich warte auf die Nacht. Ich warte auf den Arzt, auf die Schwester, auf den Besuch und auch darauf, dass er wieder geht. Ich warte auf das Essen. Ich warte auf den Schlaf. Ich warte auf die Behandlung, ich warte auf das freie Bad. Ich warte auf ein Telefonat, ich warte natürlich auch auf die Zeitung. Vor allem warte ich darauf, dass die Zeit vergeht. Ich warte auf Heilung. Ich warte auf Normalität, oder was ich dafür halte. Ich warte sprichwörtlich auf bessere Zeiten.

Ich warte auf Godot.

Pflegeteam

So eine Arbeit macht man aus tiefen Gründen heraus. Auf Basis eines Glaubens. Aus welchem auch immer. Aus Religiosität, aus Gutgläubigkeit im besten Sinne, aus dem Wunsch heraus das Richtige im Leben tun zu wollen, oder da zu sein, wo es um das wirklich Wichtige und Intensive geht. Vielleicht ist man auch auf der Suche nach Wahrheit und Tiefe. Kohle ist kein tiefer Grund. Kohle wird hier auch nicht verdient, oder zumindest nicht angemessen. Ich habe hier sensationelle Menschen kennen gelernt. Da brauche ich auf mein bisschen soziales bezahltes Engagement nicht besonders stolz sein. Auf meine Art lasse ich ja meine Probanden zum Teil auch ganz schön abfahren. Hier wird empathisch auf einer ganz anderen Ebene gewerkelt. Hier gilt es auch deutlich mehr zu verkraften und mehr Verantwortung zu übernehmen. Hier kann ein Dienst nicht einfach so mal durchgezogen werden und schon gar nicht einer mitgezogen werden. Hier muss ein Team funktionieren. Jeder hat auf Zack zu sein und zudem die Menschen zu mögen und nicht nur die, die es einem leicht machen. Und hier gibt es eine Menge Menschen, die es einem nicht leicht machen. Die ganze SACHE hier macht es NIEMANDEM leicht. Ich habe Hochachtung und Dankbarkeit. Soviel kann ich gar nicht in die Kaffeekasse stopfen, wie es angemessen wäre. So etwas kann ich generell nicht entgelten. Oder was soll ich jemanden bezahlen, der mein Leben rettet. Liebe, Respekt und Moral ist nicht zu bezahlen.

Fachpfleger H. erledigt alles im Laufschrift, reißt dabei noch gute Witze und ist total verlässlich. Er hat hier schon jeden möglichen Horror erlebt, aber das ist ihm nicht genug. Im Urlaub(!) fliegt er nach Indien und arbeitet für lau in einer Klinik mit. Dort herrschen Zustände, die glaubt keiner. Ich glaube es ihm. Manchmal gönnt er sich 2 Wochen Schweige-Exerzitionen im Kloster, früher war er mal im Priesterseminar. Das glaube ich gerne. So jemand ist nicht von dieser Welt. Ich liebe ihn. So lasse ich mir Christentum eingehen. Stationsschwester M. lässt nichts anbrennen, sie spürt alles. Sie betreut und versorgt dich so perfekt, dass du an Zauberkräfte glaubst. Sie hält die Organisation. Woher nimmt sie die Umsicht und Kraft? Sie ist nie schlecht gelaunt und hat unglaublich viel Gefühl. Sie löst Pflaster ohne Schmerzen, Nadeln ohne Wunden, Probleme ohne Fragen. Nachtschwester M. ist wie ein schwebender Engel, sie kommt und geht und du weißt gar nicht ob sie da war, du weißt nur dass es dir besser geht. Wenn sie dich berührt, leicht und sanft, dann weißt du, das alles gut werden muss. Schwester R. legt sich für dich mit jedem Arzt an, sie würde Pferde mit dir stehlen und verschafft dir nachmittägliche Fluchtmöglichkeiten aus der Klinik. Sie ist meine Komplizin. Zusammen drehen wir jedes Ding. Notfalls entsorgt sie auch mein verschissenes Flügelhemd und sagt, da soll ich mir deswegen keine Gedanken machen.

Diese Menschen sind durch nichts mehr zu schocken, sie kennen die intimsten Bereiche. Schwester N. mir mal eine Stunde lang die Nase verbunden, das war

ein feinmotorischer Eingriff der höchsten Schwierigkeitsstufe. Ich bin mir sicher, dass sie ihr eigenes Kind nicht mit einer größeren Sorgfalt und Zärtlichkeit versorgen würde. Die Stationshilfe lacht mich jeden Tag an und muntert mich auf. Dabei belegt sie mich mit immer neuen Kosenamen. Schwester A. hat mir die Haare geschoren und mir dabei glaubhaft versichert, ich sähe gut aus damit. Dabei war sie so entwaffnend euphorisch, dass ich es ihr geglaubt habe. Und es wird wirklich viel gelacht. Humor ist hier eine ganz große Nummer auf Station. Und was soll ich sagen. Der Humor ist ein Gigant des Lebens. Du kannst wirklich alles überstehen mit einem Lachen. Was ich damit sagen will: In so einem Beruf auf so einer Station mit so einer Arbeitsnormalität geht's auf Dauer nicht anders. Es hat mir die Augen geöffnet, wie Menschsein im optimalen Fall aussehen könnte. Ich könnte noch dutzende Geschichten erzählen, z.B. wie ich mit Nachtschwestern B. Fernsehen geguckt habe oder manch tolles Gespräch geführt habe. Wenn ich wieder auf die Menschheit losgelassen werde, will ich hiermit geloben: Ich will auch liebevoller und sorgfältiger leben und mit meinen Mitmenschen angemessen umgehen. Denn das tut Not. Überall. Übrigens reißen sich auch die Ärzte hier ohne Ende den Allerwertesten auf. Vor Überstunden drückt sich keiner und wenn es bei mir gebrannt hat, dann waren sie immer da. Und reich waren die deshalb auch nicht, selbst wenn sie drei Wochenenden durcharbeiten. Höchstens reich an Erfahrung. Und eins muss ich echt noch loswerden. Auch wenn wir die Menschen nicht anhand ihrer Berufe beurteilen sollten, schließlich gibt es bestimmt auch liebevolle und umwerfende Investmentbanker: Wenn ich nicht selber schon eine fabelhafte Krankenschwester eingefangen hätte, ich würde mich wieder in eine verlieben. Es sind die Menschen mit dem reinsten Herzen, der größten Liebesfähigkeit und dem riesigsten Kampfesmut. Sie sind offen und empfindsam. Und wenn du eine Frau suchst, die mit dir die Welt aus den Angeln heben kann, dann bist du hier goldrichtig.



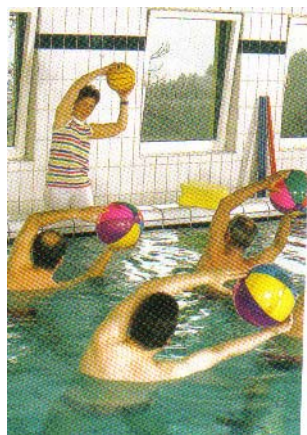
Die Vertretung der Vertretung

Wenn jemand in Zivil kommt und kein Besucher ist, dann steht wohl die Bücherei oder der Sozialdienst im Zimmer: „Ich bin nur vertretend für Sie zuständig. Bei uns ist sehr viel los!“ Aha. Ist so die Rede, weiß ich gleich woran ich bin, die Berufskollegin vom Krankenhaussozialdienst hat also demnach keinen Bock. Den Eingangssatz sage ich zuweilen auch im Job, ein echter Klassiker. Der entschuldigt alles Weitere im Vorhinein. Und das heißt auf Deutsch: Kann nicht wohnt in derselben Straße wie will nicht. Ich versuche es auf die kollegiale Tour, aber sie hält nichts von Verbrüderungen. Sie ist sehr dick und hölzern. Von wegen, die Dicken sind nett. Es ist ja nicht so, dass ich kein Verständnis dafür habe, wenn jemand beruflich mal keine Lust hat. Wir Sozialarbeiter funktionieren allgemein ungern. Wir suchen uns das schon selber aus, wo wir wann zu funktionieren gedenken. Also echte Nähe ist mit der nicht zu haben. Wenn die schon keine Ambitionen hat, was treibt dann die Kollegin, die heute fort ist. Die ist wohl krankgeschrieben und stopft sich daheim eine Pariser Mandeltorte oder zwei rein und liest Psychologie Heute. Dazu trinkt sie einen Yogitee und hat das Duftöl Kastanie in der Schale. Oder sie hat sich Zeit genommen, um ihr Reiki-Seminar in Südtirol abzuschließen. Erzählt mir nix, da kenne ich mich aus. Ich kann das verstehen. In dieser Arbeit braucht der Mensch Auszeiten und der stille Protest bietet sich immer als erstes an. Außerdem sind wir allgemein recht komische Menschen, wir Sozialarbeiter. Und die Frauen besonders. So, jetzt ist es raus. Das Problem der Vertretung ist jedoch, dass ich momentan überhaupt nichts sonst zu tun habe und körperlich gut drauf bin und die Organisation einer REHA-Maßnahme kriege ich gerade noch hin. Da packt mich dann doch der Ehrgeiz. Also quassle ich ihr mehrmals täglich neueste Infos auf den Anrufbeantworter, damit sie sieht wie gut ich am Ball bin. Ist ja momentan mein einziger Job. Die Anträge habe ich auch ausgefüllt auf dem Tisch liegen. Dort für den Arbeitgeber, hier für die Rentenkasse, das hier geht an die Barmer und hier brauche ich eine Unterschrift von Station. Und der Ärztin habe ich auch schon einen Termin zwischen den Erhaltungstherapien abgeschwatzt. So unter Zugzwang gesetzt, bleiben Rückrufe und weitere organisatorische Schritte nicht aus. So läuft Soziale Arbeit. Wer schreit, kommt dran. Das weiß sie natürlich auch. Nach wenigen Tagen taucht auch die eigentlich zuständige Kollegin auf und entpuppt sich als gar nicht so übel. Sie hat wenigstens einen kantigen Humor. Anscheinend war ihr Reiki-Seminar oder zumindest die Mandeltorte okay. Trotzdem lässt sie sich vollkommen zu Recht nicht die Leitkompetenz aus der Hand nehmen und nimmt meine Anträge zwecks Kontrolle mit in ihre Amtsstube. Auch mit der Ärztin will sie noch mal reden, könnte ja sein dass ich, von meiner Chemo verblödet, lauter Mist vereinbare. Und die Wahl des Kurortes hat sie natürlich auch getroffen, weil meine Vorschläge so nicht möglich sind aufgrund meines Krankheitsbildes. Ich gebe ihr auf der ganzen Linie Recht und verbessere dadurch wesentlich unseren Kontakt und meine Situation. So weit, so gut. Jetzt fahre ich auf Kur.

Reha-Irrtum

Heute Morgen beim ersten Frühstück hat sich mir der ganze Abgrund offenbart. Von hundertfünfzig „Gästen“ bin ich der Jüngste. Und das mit Abstand. Hier kann nicht mal einer als großer Bruder herhalten. Da kann ich schauen so viel ich will. Ein paar Endfünfziger tummeln sich noch, aber von Tummeln kann nicht die Rede sein. Alles kriecht, schleicht, sabbert und siecht. Natürlich, wie befürchtet und vorgewarnt, geht es nach der Floskel „Entschuldigung, ist hier noch frei?“, sofort in das alles bestimmende Thema. Krankheitsbilder werden detailliert ausgetauscht und beurteilt. Mir wird mehrmals attestiert, dass man in meinem Alter noch zu früh dran ist und wahrscheinlich ein zu schwacher Mensch ist, wo das eh nix mehr werden kann. An meinem Tisch sitzen noch ein Blasenkrebs, ein Brustkrebs und ein mir nicht benannter Krebs, der abnimmt und geschätzte 25 Kilo wiegt.

Später teilt mich die Ärztin in Walking I für Anfänger ein, obwohl ich mir sicher bin, dass mich die Rentnerbataillone in Grund und Boden, bzw. in Blut und Boden rennen werden. Außerdem hält es die Ärztin, eine Aussiedler-Russin, sehr mit Gymnastik. Ich bekomme täglich am Vormittag drei (!) Gymnastikeinheiten hintereinander. Meiner Entgegnung, dass das noch etwas viel für mich wäre, erwidert sie etwas von „innerer Einstellung“. Sie ist der Chef. Klar, in Russland geht das bestimmt anders ab. Ich werde also versuchen mich heute an meinem ersten und daher pflichtfreien Tag so gut wie möglich zu schonen, um morgen den Ritt durch die Hölle zu bestehen. Der Charme der Klinik erinnert mich an eine Jugendherberge vergangener Tage und die Ärzte an schlecht gelaunte Hausmeister. Das Einzelzimmer ist okay. Dort fühle mich wohl.



Im Gemeinschaftsraum ist nie jemand, alle verrotten in ihren Zimmern beim TV. Ein kleiner Spaziergang am Nachmittag zeigt mir erneut meine Grenzen auf. Dennoch ist nicht alles schlecht. Die Gegend ist schön und das Zimmer ein echter Fluchtpunkt.

Das Angebot der Ergotherapie ist sensationell, ein Künstleratelier mit allen Schikanen! Hier werde ich mich nachmittags festbeißen, wenn ich nach Walking und Gymnastik wieder hoch komme. Außer mir ist kein Mensch da, nur eine Rentnerin, die einen Ernte-Dank-Teppich knüpft.

Das Abendessen lasse ich ausfallen und hole mir einen fetten Döner im Ort, bestimmt total verboten. Ich sehe keine jungen Menschen. Auch nicht am Abend. Auch nicht im Ort. Ich glaube, dass die Rentenkasse bei Ihren Kurangeboten zwischen 40- und 40+ die Grenze zieht. Irgendwo, da bin ich mir sicher, irgendwo in Deutschland gibt es eine REHA-Klinik, wo sich junge Krebskranke im knackigen Top oder Ramones-Shirt bei hitzigen Gesprächen über ihre Zukunft und über Pop- und Jugendkultur auslassen und abends orgiastische Bacchanale abfeiern. Spontane Rockfeten mit Bier unterm Bett, während Mike oder Jasmin turmhohe Tüten bauen und hilflos das Personal daneben steht, wie überforderte Lehrer in Schullandheimen. Aber nicht hier. Hier schmeckt die Luft nach Beklemmung und Kölnisch Wasser. Nach Furcht und nach Tod auch etwas.

Und die Stimmungsmache geht eindeutig vom Personal aus. Gute Nacht.

Die Kur ist zu Ende

Die Kur ist zu Ende, bevor sie angefangen hat. Bereits am zweiten Tag bringt eine Blutabnahme die russische Stabsärztin zur Besinnung. Der Vorteil ist, dass ich jetzt nicht mehr zu Walking I und Gymnastik muss, wo ich sicher umgekippt wäre, dafür werde ich jetzt aus meinem schönen Zimmer, gerade erst gemütlich eingerichtet, in den Klinikbereich verscheucht. Und zwar sofort, denn meine Blutwerte sind sensationell schlecht. Ich bin ganz ruhig, wenn auch enttäuscht. Aber das Personal dreht durch wie ein Hühnerhaufen, wenn der Fuchs kommt. Ich muss meine versteckten und angebrochenen Haribotüten zurücklassen. Jetzt liege ich wieder im Krankbett und denke nur: Scheiße, da kann ich ja gleich wieder zurück auf Station 15.



So schaut es auch aus. Meine Erhaltungstherapie war zu heftig dosiert und meine Abwehr fährt wieder in den Keller. Ich muss wieder isoliert werden. Darauf sind die hier weder fachlich noch räumlich eingerichtet. Ich habe schon beim Frühstück gemerkt, dass ich fiebrig war und die Hände gezittert haben, aber wenn ich mir Kur einbilde will ich auch, verdammt noch mal, Kur haben. Denkste. Nach der Blutentnahme wurde schon alles blau und alle haben blöd

geguckt. Die Venenentzündung wird auch immer schlimmer. Mein Arm wird fotografiert, die Entzündung vermessen. Kommt da jetzt ein Foto von ins Guinness-Buch der Rekorde? Oder ist das einfach Beschäftigungsprogramm für die Schwestern? Will man mir vorgaukeln, dass hier etwas Sinnvolles passiert?

Die Ärzte blicken nicht durch, das sieht ein Blinder mit Krückstock. Sie glauben aber, mich alleine hinzukriegen, also gibt es wieder Infusionen und totale Breitbandantibiotika ohne Ende, weil sie nicht wissen, was sie wie „abschießen“ sollen. Bei der Stationsärztin liegen die Nerven so blank, dass sie mir meine schlechten Venen vorwirft, weil sie nichts zum Reinstechen findet. Damit die Venen kommen, wird mir eine knallheiße Wärmflasche aufgelegt. Die Haut verbrennt, doch ich halte die Klappe. Mein unzuverlässiger Körper ärgert mich ja selber. Blöd ist nur, dass jetzt tatsächlich das Fieber steigt, so bin ich transportunfähig, zu riskant. Der Professor hier ist der einzige, der durchblickt. Er sagt mir direkt ins Gesicht, dass er an meiner Stelle sofort auf Station zurückkehren würde, da ich hier nicht optimal versorgt bin. Es laufen Telefonate, meine Frau schaltet sich aus der Ferne ein und hält den Laden auf Trab und das Verhandlungstempo hoch. Die Ärztin spricht so schlecht Deutsch, dass ich sie nicht verstehe. Ich glaube sie ist eine rumänische Aussiedlerin und macht hier nicht nur sprachlich ihre ersten Gehversuche. Meine Heimklinik fordert mich zurück. Ich will auch nach Hause! Ein Krankenwagen holt mich ab. Meine Granulozyten sind bei Null, das ist ein so genannter Nicht-Wert und der ist katastrophal. Von Rückfall und neuen Blasten ist die Rede. Mir egal. Wenn schon Rückfall, dann bitte nicht HIER.

Mit letzter Konzentration wuchte ich meine Taschen zum Krankenwagen. Die Schwestern haben mein Zimmer ausgeräumt. Großzügig verteile ich noch unverdientes Trinkgeld und kann mich im Sanka kaum auf dem Sitz halten. Gut, dass es Sicherheitsgurte gibt. Ich nehme den Mundschutz ab, sonst könnte ich nicht mehr atmen. Die Ärzte sagen noch, dass ich jederzeit problemlos meine Kur wieder aufnehmen kann, wenn ich mich stabilisiert habe. Aber das war die letzte Kur in meinem Leben. Ich schwör bei Mutter. Welch eine Fehleinschätzung. Von allen Seiten. Als ich mit meinen Taschen und meinem Mundschutz in der Klinikauffahrt vor der Ambulanz stehe und meine Frau auf mich zulaufen sehe, ist das wie Nachhause kommen. Auch wenn es Tränen gibt. Jetzt wird alles wieder gut. Ich bin da, wo ich hin gehöre.

Fortschreitender Fatalismus

Wieder im Krankenzimmer. So geht das jetzt seit 5 Monaten mehr oder weniger am Stück und ich will hier nicht mehr sein. Ich bin bockig und renitent. Es kann keiner was dafür. Ich will schneller vorankommen, aber mein Körper ist bedienter denn je. Er erholt sich nicht mehr und steckt nichts mehr weg. Ich glaube, er ist insgesamt im Eimer und braucht einfach Zeit und Ruhe. Die Ärzte sollten jetzt mal ihr Programm runterfahren, sonst wird das nicht mehr besser. Mein Körper ist im Streik, er ist beleidigt. Die Arme verweigern ihren Job und der Job heißt Blut hergeben und Substanzen aufnehmen. Die Venen, die sichtbar sind, sind tot oder entzündet. Die intakten Venen haben sich verdrückt, ja, verdrückt ist gut, weil sie nichts mehr reingedrückt kriegen wollen. Blut wird daher jetzt umständlich und schmerzhaft aus dem Handrücken gezogen. Da werde ich schon mal grantig. Das ist bairisch und bedeutet schlecht gelaunt.

Auch das Tablettenfressen geht mir auf den Keks. Ich bin ja schon total verseucht. Da werden mich wohl Horden von Heilpraktikern entgiften müssen oder ich werde mal auf einer Sondermülldeponie beerdigt werden. Wenn es mir so geht wie jetzt, wenn ich mich also selber sehr bedauere, dann hilft mir nur noch der zynische Fatalismus. Ich werde einsilbig und boshaft. Ich schnauze meine Familie an und denke böse Dinge. Ich selber bin natürlich der größte Idiot, weil ich mich auf die Kur eingelassen habe, die mich wiederum sehr zurückgeworfen hat. Mittlerweile werde ich auch oft vergessen hier, wahrscheinlich habe ich meinen Novitätsbonus eingebüßt, ich bin nur noch einer von Vielen. Trotzig lege ich mir selber stümperhaft Verbände an, damit die Schwestern diesen stillen Vorwurf ertragen müssen. Den Schwestern fällt das aber gar nicht auf. Sie bringen mir freundlich das Abendessen, dass ich nicht wie sonst selber abräume. Bitteschön. Sollen sie das doch selber machen. Dafür werden sie ja schließlich bezahlt. Ich werde ein böser Mensch werden. Am Ende ärgere ich mich ja nur über mich selbst und bekomme Kopfweg davon. Wie früher in der Schule, wo man den Lehrer ärgern wollte, in dem man Sechser schreibt, und sich damit nur selber schadet und dem Lehrer sogar eine Freude bereitet. Manchmal hat halt Alles keinen Nutzen und ich gefalle mir als eine arme Sau.

Ich kann nicht immer brav und geduldig und vor allem so geschissen optimistisch sein. Ich will Jammern und Klagen und dem Gott der Krankheit zürnen. Und wissen Sie, was ich nimmer hören mag: „Ja, Herr S., sie haben jetzt wirklich das Schlimmste überstanden!“ Der nächste kriegt mal was vor die Fresse, der das sagt. Wahrscheinlich befinde ich mich gerade deshalb an einem wunden Punkt. Jetzt ist schon viel geschafft, aber es ist noch lange nicht vorbei, aber nicht mehr so akut, so dass man es auch gut erfassen kann.

Und Leiden ist immer relativ. Ich finde, das jetzt das Schlimmste kommt: Die Geduld, der lange Atem. Okay, sterben muss ich nicht mehr und es gibt auch keinen Blue Curazaou mehr. Und in dieses olle Isolationszimmer muss ich wohl auch nicht mehr. In diese kleine beschissene Horrorzelle.

Aber wann kann ich wieder daheim bleiben und mal einkaufen gehen, mit dem Fahrrad fahren oder schwimmen. Wann kann ich unter Leute, mir Kultur rein tun oder auch ein Bier, ohne das ich vom Stuhl kippe. Ach, leckt mich doch alle am Arsch. Ich habe keine Lust mehr auf den Scheiß.

Der Knacks

Die Mission war Leukämie Überleben. Ich habe es geschafft. Oder sie haben es geschafft. Irgendwie haben wir es alle miteinander geschafft. Und vielleicht hat noch wer anderes mitgeholfen. Wer weiß das schon? Ich habe neulich an Folgendes gedacht: Wenn die Pilger in Santiago de Compostela ihren Jakobsweg nach vielen Monaten beendet haben, dann hören sie meistens nicht auf, sondern gehen noch ein Stück weiter bis ans Kap Finisterre zum Meer. Das Weitergehen sind sie ja gewöhnt. Dort am Meer bekommen die Finalisten ein Gefühl vom Ende der Welt heißt es. Sie hocken sich einsam mit sich und dem Meer und dem Himmel an die Klippen und schmeißen ihre verschlissenen und durchgetretenen Wanderschuhe in die Gischt.



Dabei saufen sie vielleicht solo eine Flasche Rotwein. Ich würde das zumindest so machen. Dann weinen sie, weil jetzt alles vorbei ist und sie sich unendlich leer fühlen. Etwas Großes ist zu Ende gegangen. Etwas, was sie ganz bestimmt und erfüllt hat. Etwas, dass sehr neu und speziell war und an das sehr viele Bedingungen und Erwartungen geknüpft waren. Doch das ist jetzt vorbei und die Gedanken kommen wieder an alles, was man verlassen hatte und was einen jetzt wieder einholen wird. Der Jakobsweg muss wieder weichen. Also nimmt der Pilger seine ganze Entschlossenheit zusammen und wendet seinen Blick von der Weite des Atlantiks ab. Er steht auf und dreht sich langsam um, dem Heimweg und dem Alten zu. Er geht wieder zurück in sein Leben.

Das ist schwer! Denn was soll sich jetzt verändern? Die Angst kriecht in ihm hoch, dass es keine Katharsis, keine Reinigung, keinen Aufbruch gab und gibt. Dass diese immer gespürte Sinn- und Erkenntnislosigkeit, Inhaltsleere und Nicht-Greifbarkeit der Dinge, wieder in ihm beheimatet sein wird. Unausweichlich. Dass ihn die Spiritualität, Freude und Energie wieder verlässt. Und es bleibt wieder ein Leben ohne Weissagung oder Vision. Seine Vision ist die Erschöpfung gewesen, die Inbesitznahme durch die Wanderung, durch den Abstand und die Verantwortungslosigkeit. Durch die Ferne und bedingungslose Isolation.

Tage später sitzt der Pilger im Zug. Er blickt aus dem Fenster und spürt den Erinnerungen der letzten Monate nach. Dabei fühlt er seine müden Knochen. Doch auch wenn er hart mit sich und seinen Erwartungen ins Gericht geht, so ist der kleine aber starke Keim der Veränderung wohl in ihm gesetzt. Er ist nicht sichtbar, nicht spektakulär und schon gar nicht radikal. Aber er wird sein Leben, seine Haltung, sein Verhalten verändern, langsam, stetig und nachhaltig. Da muss er nicht verkrampfen. Es wird ein Automatismus werden, der weder erzwungen, noch bekämpft werden kann, da er schon immer in ihm steckte. Dies wird der Pilger, wenn auch noch nicht jetzt, in den nächsten Jahren spüren. Und er wird sich daran freuen, denn er wird vieles instinktiver begreifen.

Ich frage mich auch immer wieder, was kommt nach dieser allumfassenden Krankheit? Jetzt steht da Verwirrung, aber kommt schließlich das Glück und die Entfesselung von Kräften der reinsten Selbstbestimmtheit? Die Leukämie ist mein Samsara. Und sie war nicht umsonst. Wenn etwas einen hohen Preis hat, dann hast du danach auch was in den Taschen.

Jarmans Way

Es läuft die zweite Erhaltungstherapie und ich mache wieder mehrfach Bekanntschaft mit meiner eigenen Schlichtheit. Die Sache wird noch sehr lange dauern und es gibt immer wieder neue Fragen und Krisen. Überhaupt leide ich sehr darunter, dass meine Benommenheit der ersten Monate einer klaren Betrachtungsweise gewichen ist. Das macht mir derzeit zu schaffen. Mein Blick auf die gesamte Wegstrecke der Erkrankung und Heilung ist frei geworden. Das kostet mich manchmal den Nerv. Es geht um die enormen zeitlichen und medizinischen Konsequenzen der nahen und mittleren Zukunft. Und um etwaige noch nicht zu klärende Folgen dieser Krankheit auf das gesamte restliche Leben. Mit weinerlichem Grausen werden mir der Langmut und die Gelassenheit bewusst, die mir die nächsten Monate abverlangt werden. Es ist eben weder gar nichts wirklich vorbei noch allzu viel geschafft. 2 Jahre sind noch intensiv. Und die stattfindenden Behandlungen sind eben kein Pappenstil, sondern fallen meinem Körper und meiner Psyche immer schwerer. Heute musste ich z.B. nur ambulant schnell bei meinem Hausarzt Blut abnehmen lassen. Ich wurde vorzüglich freundlich und schnell behandelt. Die ganze Sache dauerte 15 Minuten. Und wissen Sie was, es hat mich angekotzt.

Was bilde ich mir denn ein!/? Soll ich doch froh sein, wie es läuft. Aber der Widerwillen kommt einfach unvermittelt daher. Die Erhaltungstherapien sind tückisch, da mein Körper weiter stabilisiert wird, in dem er immer wieder angegriffen und platt gemacht wird. Wie soll ich mich also stärken oder wieder an Arbeit denken, wenn ich immer dann, wenn ich wieder zu Kräften komme und mich an meinen Möglichkeiten erfreue, klinisch einbestellt und abgeschossen werde. Alle vier Wochen. Das ist so: Ich bekomme stationär eine Chemo, dauert ca. 5 Tage, danach brauche ich ca. 1 Wochen bis ich wieder gut auf die Füße komme. Dann wiege ich mich 5 Tage im Gefühl, wieder ein vernünftiger Mensch zu werden und entwickle Pläne, Aktionismus und häuslichen Fleiß. Dann stecke ich eine Woche im Leuko-Tief, eine miese Zeit. Dann geht's mir wieder kurz sehr gut und dann werde ich wieder einbestellt. Das muss ich jetzt so auch meiner Arbeit erklären, die wollen dass ich in zwei Monaten einsteige. Das ist der blanke Hohn. Da ist ja so gar kein dran denken!

„Du schaust aber gut aus und klingst auch gut!“ Ja, freilich. Also habe ich jetzt ungefähr ein Viertel meiner Krankheit herum. „Das Schlimmste“ mit inbegriffen. Doch was ist das „Schlimmste“? Das kurze Bedrohende im Rausch erlebte oder das lange Lähmende mit sehendem Auge.

Die psychische Gereiztheit und Müdigkeit nimmt gerade wesentlich zu. Das Nett-Sein wird immer schwieriger. Ich gebe mich nicht mehr damit zufrieden, mich zu Hause zu erholen. Ich pfeife auf die Erholung. Ich will etwas tun können oder zumindest Anregung und Spaß haben. Ich kann ja nicht mal ein Bild malen oder eine kleine Wanderung machen.

Im Schweigezimmer

Diesmal liege ich in einem Schweigezimmer. Ich war schon in sehr verschiedenen Zimmern auf Station 15. In sehr energetisch aufgeladen Zimmern, in Zimmern voller Erleben oder auch voller Konflikte, in Zimmern wo sehr große Nähe und Intimität entstand, in Zimmern wo einer der Chef und Alleinunterhalter war, in Zimmern wo gesiecht und geklagt wurde, wo gekämpft wurde. Zimmer, die bedröhnt und beschallt wurden. Auch war ich natürlich in Zimmern allein, wie in einer Bärenhöhle. Jetzt also ein Schweigezimmer, in dieser reinsten Form das erste Mal. Die zwei Mitpatienten sprechen nur das Nötigste und das ist wirklich sehr wenig. Sie lesen und schauen. Wandeln tun sie wenig. Manchmal wird gehemmt gehustet.



Ich bin hinzugekommen und passe mich nach kurzer Zeit und missglückten Kontaktaufnahmen an. Wenn ich niese, sagt keiner „Gesundheit“ und es sagt auch niemand „Hallo“, wenn wer den Raum betritt. Selbst die ansonsten so begehrte Arztvisite kann ihnen nur kärglich einen Dialog abtrotzen. Es wird, nicht telefoniert, alles geschieht bedächtig und langsam. Falls Besuch kommt wird entweder sofort das Zimmer verlassen oder konspirativ und angestrengt getuschelt und geflüstert. Das ist als Mitpatient furchtbar nervig, weil man sich wie ein Störenfried vorkommt und alles so verklemmt ist. Da ergreife ich oft die Flucht oder stelle mich schlafend, um es ihnen und mir leichter zu machen.

Ich selber gehe dann zum Telefonieren hinaus ins Treppenhaus, obwohl dies für mich anstrengend ist und ich ja ein Telefon am Bett hätte. Manchmal sage ich doch etwas, dann detoniert das Wort in die Stille des Raumes und bekommt eine sogleich negative Aura. Grundlage für die Stille ist nicht, wie auch schon oft erlebt, eine gewisse Antipathie zwischen Zimmergenossen oder gar die Depressivität ob der eigenen Situation, sondern es ist einfach eine Eigenheit dieser Menschen. Die Zwei sind sich einig über die Kommunikationsstruktur des Schweigens. Oft gehe ich nach Draußen, für mich ist das nur schwer aushaltbar. Ansonsten wird gelesen, geschaut, vielleicht gedacht, geschnauft und geschlafen.

Ich werde hier keine Rebellion anzetteln. Vielmehr sollte ich schauen und lernen, wo ich anscheinend an zwei so fortgeschrittene Zen-Meister geraten bin. Gerne will ich an ihrer Weisheit partizipieren.

Übrigens habe ich in der letzten Erhaltungstherapie einmal durchgezählt. Es gibt 14 Krankenzimmer auf Station und ich bin mir sicher, dass ich schon in mindestens 12 von ihnen gelegen bin. Ein Einzelzimmer liegt ganz hinten, dort wo der Gang einen kurzen Knick nach links macht. Davor liegt noch ein Isolationszimmer, da war ich auch schon. Ich habe meine ganz speziellen Vermutungen über die Bestimmung dieses letzten Raumes und bin mir sicher, dass mir dieses Zimmer verschlossen bleiben wird.

Lügen

Natürlich bin ich ein rundum braver, höflicher und geduldiger Patient. Mein Handeln ist davon getragen, niemanden grundlos auf die Nerven zu gehen. Freilich bin ich öfters unaufrichtig, zuweilen lüge ich auch recht dreist. Gute Schwestern wissen das auch. Schummeln und Tricksen ist hier aber auch sehr wichtig, damit ich gut durch komme, im Ergebnis also gewinnbringend.

Warum muss der Patient im Krankenhaus lügen, es wollen doch alle nur sein Bestes? Indem ich lüge, vermeide ich eine bestimmte unangenehme Maßnahme, die mir aber umgekehrt auch nicht wirklich einen Vorteil bringt, weil ich meine Situation schon real einschätzen kann. Oder einfacher erklärt: Im Wesentlichen sorgt das Lügen dafür, seinen wahren Zustand zu verschleiern, um sich einen Vorteil zu verschaffen der keinen Schaden verursacht. So gesehen gibt es auch einen Unterschied zwischen der gemeinen oder gar boshafte Lüge und nicht so ganz die Wahrheit sagen. So habe ich das immer schon zum Selbstschutz gehalten und jeder Mensch macht das so. Lügen ist eine Kulturleistung, um das Miteinander zu erleichtern. Gerade kleine Lügen können große Auswirkungen haben. Wenn ich z.B. meine wahre Körpertemperatur verschweige, die bereits leicht im Fieberbereich ist und nach sich ziehen würde, dass ich eine neue Nadel zur Verabreichung intravenöser Antibiose bekomme und damit garantiert auch morgen nicht entlassen werde, so ist das ziemlich clever und auch unbedenklich. Also sage ich ganz locker 36,6 und schlafe gut mein Fieber weg. Oder wenn ich seit drei Tagen keinen Stuhl habe, heißt das noch lange nicht, dass ich Interesse an einer Darmentlüftung oder einem Abführmittel habe. Den Zement werde ich schon die nächsten Tage rausdrücken, wenn ich Kirschsafft trinke.

Wenn ich bei der Chefarztvisite so in den Seilen hänge, wie ich mich fühle, darf ich noch eine Woche hier bleiben, wenn ich aber strahlend und strotzend gewaschen, gebügelt und gepackt (Tatsachen schaffen!) um meine Entlassung nachsuche, bin ich schon am Nachmittag zu Hause und kann mich dort aufs Sofa legen und meiner Frau die Ohren voll klagen. Doch auch sie muss ich ja etwas anlügen, sonst liefert die mich glatt wieder in der Klinik ab. Ich könnte ihnen noch viele kleine und große Lügen erzählen, manchmal bin ich auch etwas boshaft. Wenn mir meine Frühstücksmarmelade nicht taugt, tausch ich sie gegen die Erdbeer vom Nachbarn aus, wenn der grade noch in der Badzone rumtrödelt. Das gilt auch für den Fall, dass seine Semmeln frischer aussehen. So, jetzt ist es raus.

Bin ich deshalb ein böser Mensch?

Rezidiv

Dieses schöne lateinische Wort ist der Inhalt meiner Alpträume, das Bild meiner Angst. Ein Rezidiv ist der „Rückfall“ einer Krankheit, im engeren Sinn ihr Wiederauftreten nach völliger Abheilung. Was jederzeit möglich ist: Spinnt der Beppi einmal, spinnt der Beppi vielleicht zweimal. Da können die Ärzte reden was sie wollen. Schon zweimal war die Rede in den letzten drei Monaten von diesem Rezidiv und allein der Verdacht darauf zeigt die Nähe zur Möglichkeit und nährt meine Unsicherheit. Also bremse ich meinen Optimismus, um nicht bei Krisen unerwartet ausgeliefert zu sein. Es gibt auch das schöne Gegenstück zum Rezidiv, das ist seine schöne Tante, die „vollständige Remission“. Dies meint die Heilung. Die DNA geht wieder von ihrer fehlerhaften Struktur ab. Eine Teil-Remission wiederum ist nicht der totale Hit, wie man sich denken kann. Wie gesagt, da ist der Beppi noch im Rennen. Mit dieser Angst muss ich klar kommen. Ein Herzinfarktpatient hat dasselbe Problem. Er traut seiner Pumpe auch nicht mehr wirklich über den Weg.

Rezidiv II

Würde ich eine Doom-Metal Band gründen und das wäre in meiner Situation ja nicht ganz unpassend, weil das eine gewisse Credibility bei den Fans hätte, würde sie Rezidiv heißen. Der Erstling „Leukos bei 200“ würde mächtig Dampf machen. Schnell würden wir die Mördersingle „Umkehrisolation“ auskoppeln und wir wären die tödlichen Abräumer in der Grufti-Szene.

Die zweite Scheibe würden wir wahlweise „Flebitis“ oder „Granulozythen im freien Fall“ nennen. Das müssen wir dann auf der Süddeutschland-Tour im Frühling gemeinsam klären. Live sind wir ohnehin sensationell. Wir spielen im offenen Flügelhemd mit hinten Arsch raus. Weil wir alle Glatze haben, kommen auch viele Skins. Dieses Missverständnis räumen wir schnell aus mit unserer Startnummer „Skins should get cancer, too“. Als dritte Zugabe spielen wir immer unsere Bandhymne „Morgen geht es wieder rein!“ Da grölen immer alle mit, deswegen spielen wir das manchmal sogar zwei Mal hintereinander. Wir haben sogar, weil wir alle doch ziemlich sentimental sind eine langsame, fast zärtliche Ballade im Programm. Manche sagen, es ist Verrat an die Sache, an der Musik, an die Fans. So wie bei Metallica mit ihrem vierten Album, dass sie endgültig zu Posern machte.

Aber wir hatten einfach Bock drauf und nicht viel zu verlieren. Es ist eine akustische Nummer und sie heißt „Crying all night!“ und kommt vor allem bei den Metal-Weibern sehr gut an. Wir spielen die Nummer aber nur manchmal, wenn echt alles gut passt, sonst fliegen volle Bierbecher und das ist Mist, weil wir alle sauschnell Hämatome kriegen und dann müssen wir sofort die Tour abbrechen, weil wir wieder „rein“ müssen.

Fragen

Es ist nachts und ich kann nicht schlafen. In meinem Kopf ist Fragestunde. Die ersten drei Monate gab es ja nur eine Frage, wenn auch zentral: Ob ich leben werde, ob mein Körper die Behandlung annimmt und aushält. Jetzt aber überfällt mich anfallsartig eine ganze Flut von Fragen und macht mich manchmal so stumm und ratlos, dass ich gar nicht mehr denken will.

Welche Dimension hat die Krankheit für mich, mein Leben, mein Umfeld? Welche Bedingungen werden meinem Leben durch die Krankheit gegeben? Wie kann ich mein Leben am sinnvollsten organisieren? Was kann ich mir zumuten, was muss ich mir zumuten? Welche Abfolge haben die nächsten Schritte? Was muss ich ändern? Was kann ich wann, wie und wo arbeiten? Wer kann mir weiter helfen? Wo bekomme ich spezielle Informationen her? Wie kriege ich das alles auf die Reihe? Welche Erwartungen habe ich an mich? Welche Erwartungen haben die anderen an mich? Wie verlässlich ist mein Körper noch? Wie stabil wird er werden? Was kann noch passieren? Muss ich finanziell Angst haben? Bin ich in der Familie noch ein vollwertiges Mitglied? Wann hat meine Frau wieder einen ordentlichen Mann zur Seite? Hat sie manchmal die Schnauze voll? Wie hat sich der Blick meiner Söhne auf mich geändert? Was ist weg gebrochen? Bin ich jetzt behindert und wenn ja in wie fern? Wird es nicht mehr so wie früher? Wie lange bekomme ich Krankengeld? Sind die Ärzte ehrlich oder taktieren sie nach Situation? Haben die das im Griff? Wie bewältige ich meine Erschöpfung und meine Frustration? Ich bin oft ungerecht und genervt, werde ich jetzt ein böserer Mensch?

Und so wie jeder Mensch solitär ist und bleibt, so stelle ich meine Fragen in die Dunkelheit des Krankenzimmers und warte auf das Echo. Ich stehe allein mit meinen Fragen und mit meinem bisschen kleinen Leben.

Der erste Ausflug

Nach über vier Monaten Klinik mache ich meinen ersten Ausflug. Er ist gut geplant und ich freue mich wie ein kleines Kind beim Besuch eines Kasperltheaters. Ich fühle mich stark genug und meine Frau lässt mich ziehen. Sie vertraut mir. Natürlich muss ich ein Handy mitnehmen, damit ich, wenn ich zusammenklappe, Hilfe holen kann. Natürlich weiß keiner, dass ich das Handy gar nicht bedienen kann. Langsam gehe ich zu Fuß zur Trambahnhaltestelle. Es fühlt sich gut an, egal die Beine sind müde und mein Tempo ist bescheiden. Jeder überholt mich. Aber ich habe ein Lächeln im Gesicht. Ich bin etwas nervös. Natürlich habe ich auch eine Mission, ein Ziel: Mit der Trambahn fahre ich in die Stadt, um beim Versorgungsamt meinen Behindertenausweis abzuholen. Ich bin warm eingepackt, weil ich neuerdings schnell friere. Die blaue Streifenkarte habe ich schon in der Tasche. Die Trambahn kommt und ich sitze am Fenster. Es fühlt sich gut an. Es ist warm und gemütlich.



Ich fahre durch die graue regnerische Vorstadt und kriege sofort wässrige Augen. Ich registriere alles und spüre eine tiefe Liebe zum Leben. Manches hat sich verändert. Vieles ist gleich geblieben. Aber nicht mein Blick darauf. Ich denke an das Glück, dass alles noch erleben zu dürfen. Es ist wie eine Ehrenrunde drehen. Ich verliere mich komplett in sentimental Gedanken. Eine junge Mutter sitzt mit ihrem kleinen Buben gegenüber. Kontakt suchend und frech schwingt er immer wieder seinen kleinen Schuh gegen mein Knie. Die Mutter sieht weg. Ich habe nichts dagegen. Ich spüre das Leben. Mir doch egal. Das sind doch Kleinigkeiten. Dem jungen Kerl soll doch die Welt gehören. Ich bin froh, einfach erst mal nur noch da zu sein. Gerne ordne ich mich hinten ein. Vom Hauptbahnhof aus gehe ich zu Fuß weiter die Bayerstraße hinunter bis zum Versorgungsamt. Der Weg ist weiter als gedacht. Aber auf eine Bank setze ich mich nicht. Der Trubel ist atemberaubend.

Ich komme aus dem Schauen gar nicht mehr heraus. Ich bin nur noch ein Zaungast dieses Lebens, längst nicht mehr mittendrin. Mir fehlt jegliche Übung, zudem Kondition. Überall ist Tempo und Dichte. Ich betrachte jeden Menschen, jedes Haus, jedes Schaufenster. Alles ist interessant. Das sind alles Verweise auf das Leben. Auf die Lebendigkeit. Ich spüre eine tiefe Liebe zu den Menschen. Alle rennen und kämpfen. Ich genieße jeden Moment. Selbst im Amt. Mir ist keine Kommunikation zu banal. Ich nehme teil und fühle mich integriert. Zurück geht es über die Landwehrstraße. Ein Genuss. Auch wenn ich müde werde und die Beine schon etwas krampfen. Aus Erinnerung an alte Gewohnheiten gehe ich noch im Bella Italia am Stachus eine Pizza essen und einen Spezi trinken. Wie schön. Dann fahre ich mit der S-Bahn heim. Glückliche und erschöpft von den Eindrücken gehe ich vom Bahnhof nach Hause.

Ich bin komplett im Eimer, aber glücklich. Die Stadt und das Leben warten auf mich und ich bin noch dabei. Was will ich mehr? Jetzt brauche ich aber erst mal Ruhe. Und auch wieder Überschaubarkeit. Ich bin in keiner Weise trainiert und bestimmt noch meilenweit von dem tobenden Wahnsinn da Draußen entfernt. Aber schön war das trotzdem. Besser hier als weg.

Riders On The Storm

Ich habe gelebt mit einem Jahr,
ich habe auch gelebt mit 11 Jahren,
ich habe gelebt mit 23 Jahren,
ich habe auch gelebt mit 41 Jahren,
vielleicht werde ich leben mit 52 Jahren.
Irgendwie.

Jedes Jahr hat seine eigenen Gesetze,
jedes Jahr hat seine eigene große oder kleine Welt,
jedes Jahr hat seine Verschiedenheit,
jedes Jahr hat seine Freuden und hat auch sein Leid.

Aber immer stehe ich selbst mittendrin,
mit meiner eigenen Fremdheit
im großen unübersichtlichen Wahnsinn
und auch wenn alles im Leben seine Zeit hat,
so ist und bleibt es einfach eine irre Angelegenheit.
Zu jeder Zeit.

Und wir spielen ein Spiel, dass wir weder verstehen
noch erfunden haben,
und wir spielen es allein,
im Geworfensein.

Was ist Was?

Neulich bin ich mit meinen zwei aktuellen Zimmergenossen beim Mittagstisch zusammen gesessen. Zu dritt ist es recht eng und das geht auch nur dann, wenn einer sein Tablett horizontal stellt, das ist der in der Mitte, hierarchisch der Rangniedrigste, der Ranghöchste sitzt am Fenster auf dem roten Sessel. In diesem Fall ich, vermutlich aufgrund meiner Dienstzeit. Egal. Wir haben uns sehr gut verstanden und die Worte sind im Zimmer nur so geflogen. Da hat auf einmal mein Gegenüber gestutzt und dann geschah etwas sehr Magisches, so mitten hinein. Er schaute uns beiden anderen ernst an und zeigte auch auf sich. Dann sagte er: „Wenn die Medizin nicht so weit wäre, dann wären wir alle Drei schon lange nicht mehr da. Wir wären tot und lägen auf dem Friedhof, zwei Meter unter der Grasnarbe. Und Basta. So wäre das!“ Da war dann ein sehr betroffenes Schweigen in der Runde. Denn das war natürlich sehr wahr und richtig. Da gibt es nix dran zu kritteln. Dann sagte S., der in der Mitte, der gerade mal 26 Jahre alt ist und ein unglaubliches Hodgkins –Syndrom überlebt hat: „Ja, das stimmt! Und wisst ihr was: Ist doch saugeil, das wir noch da sind!“ Da haben wir alle ganz laut den Schreck weggelacht, dass es nur so gescheppert hat. Dann hat uns das Schnitzel gleich noch mal so gut geschmeckt als vorher. Und der andere sagte noch: „Ja, was Geileres gibt’s wohl gar nicht!“

Manchmal sitze ich auch zu Hause am Tisch mit der Familie. Alles ist so normal. Wir lachen und reichen uns die Butter rüber und reden über den ganzen Scheiß, der so täglich anfällt. Arbeit, Schule, Onkel Soundso, der Nachbar hat n neues Auto und beim Tengelmann gibt es jetzt ne neue Rabatt-Aktion. Ach ja, und dann hat noch der Soundso angerufen wegen der Geburtstageseinladung. Und dann werde ich in mir drin manchmal ganz still und denke, wie es wäre, wenn ich jetzt tot wäre. Wenn ich gestorben wäre. Vielleicht so vor fünf Monaten. Dann wäre ich nicht mehr hier da, sondern auf dem Friedhof. Wo wohl? Wahrscheinlich in Riem. Feuerbestattung. Die anderen müssten ja weiterleben und das würde schon irgendwie hinhauen. Das Haus steht wie gehabt und auch sonst merkt man ja nix in der Landschaft. Ich würde keine Freunde mehr treffen und Sportschau gucken, mein Schwager müsste mit wem anders auf Konzerte gehen. Diese Gedanken machen mich dann ganz schwindlig, aber ich erzähle ihnen nichts. Denn der Tod ist sogar dann noch ein Tabu, wenn er ganz nah da war. Vielleicht dann sogar ganz besonders. Ich weiß auch, dass die anderen da manchmal drüber nachdenken, aber das macht jeder mit sich klar. Schließlich ist das ja eine ganz große Ungeheuerlichkeit, das man einfach von heute auf morgen dir nix mir nix nicht mehr da ist und stattdessen nur noch eine Lücke von Schmerz und Trauer und Wut, bis vielleicht irgendwann mal dann gar nichts mehr da ist.

Heute am Nachmittag zu Hause

Heute Nachmittag war ich zu Hause, abends zur Chemo muss ich wieder in der Klinik sein. Glücklicherweise bin ich nach dem Einkauf beim Discounter und einem kurzen Abstecher im Buchladen in der Küche gestanden und habe am Pizzateig geknetet. Zum Gehen, was bei mir eh nie klappt, habe ich ihn abgedeckt in einer Schüssel eine Stunde auf die Heizung gestellt. Dann habe ich mir die Hände gewaschen und die Post durchgeschaut, die ich vorher aus dem Briefkasten mitgenommen habe. Neben Werbung und Rechnungen war auch ein so genannter Bettelbrief drin. Diesmal von der Kinderkrebshilfe. Ein Brief, ein Überweisungsformular, ein kleiner Prospekt. Den habe ich mir dann durchgelesen und angeschaut. Er war voller Fotos und Geschichten von krebskranken Kindern, Kinder waren beim Essen, Spielen, im Krankenbett abgebildet. Meist mit kahlen Köpfen und fragenden Blicken, einem unsicheren Lächeln. Dazu wurden die Krankengeschichten, die Erfolge, die Rückschläge geschildert. Das hat mich schrecklich erbarmt und mitgenommen. Von jetzt auf sofort ist mir der Tränenkanal aufgegangen und ich musste total weinen. Was müssen diese armen, kleinen Scheißer aushalten. Das ist doch komplett irre. Wo ist Gott? Wenn ich mir überlege, was für ein Monster dieser Scheiß Krebs ist, und dann überfällt dieses Ungeheuer unschuldige und arglose Dreijährige, wo soll das alles enden? Die sollen doch gefälligst wie andere Kinder in den Kindergarten gehen, auf Spielplätzen toben, mit Kuchen voll gestopft werden und sich um Puppen streiten. Meinetwegen auch vor Freude quieken, weil sie heute ausnahmsweise mal den Pumuckl gucken dürfen. Aber doch nicht so eine Scheiße. Die brauchen keine Nadel im Arm, wo dann diese scheiße Chemo rein läuft und bei ihnen alles kaputt macht und dann tut alles weh und es ist einem schlecht und der Kopf brummt und die schönen Haare sind weg und die Nägel reißen ein. Und die Eltern weinen bloß noch. Das ist ein kaputter Irrsinn. Und er ist da. Er ist real. Er ist tausendfach. Er ist mitten unter uns, auch wenn das keiner haben will, weil es schlecht zu ertragen ist. Schließlich haben wir ja auch unser bisschen Leben mit unseren bisschen Sorgen.

Klar werde ich spenden. Das ist doch alles der komplette Wahnsinn. Früher hat mich so was kurz tangiert und ich habe das weg geschoben, aus dem Kopf heraus und in das Altpapier hinein. Dann habe ich mich noch kurz darüber geärgert, wie fies doch diese Spendenstrategen die Sache angehen. Das geht jetzt leider nicht mehr. Das trage ich jetzt länger mit mir rum. Und dann spende ich lächerliche fünfzig Euro. Und ich bewundere jeden, der mehr investiert als Geld. Der sich den Mist von Angesicht zu Angesicht anschaut, begegnet und hilft, wo er kann. Der geht dann rein in den Wahnsinn. Oder hätten sie die Chuzpe, in einer Kinderkrebstation oder einem Kinderhospiz zu arbeiten. Ich nicht. Mein soziales Engagement hört da auf, wo der Spaß ein Ende hat. Und das hat er leider ziemlich schnell und ziemlich bald.

Danke

Ich habe diese Krankheit alleine gehabt, aber ich habe sie nicht alleine bewältigt. Meine Frau, meine Kinder, meine Mutter haben mich geliebt, wie man nur lieben kann, meine Geschwister haben die Nähe zu mir gesucht und dafür teilweise auch starke Hindernisse überwunden und viel Mut gezeigt. Das ringt mir größten Respekt ab. Mein Vater und ich haben wortlos unser Kriegsbeil begraben. Liebe ist stärker als Stolz und Eitelkeit. Groll ist angesichts von Leid und Verlustangst lächerlich. Alle sind zusammen gestanden. Das war toll.

Die Ärztinnen und das Pflorgeteam haben mich gerettet, die Medizin, die Forschung, da stecken kluge und engagierte Menschen dahinter. Jose Carreras hat seine Opernmillionen da rein gesteckt. Ich danke auch ihm. Eine Unzahl von Freunden, Verwandten, Kollegen und Nachbarn haben sich in einer Intensität gezeigt und offenbart, dass ich sehr gerührt bin. Nie habe ich in meinem Leben so viel Unterstützung, Respekt und Interesse erlebt. Das hat mich alles durch diese Krankheit getragen.

Auch meinem Körper gebührt Dank. Er war immer kräftig und intakt. Er hält eine Menge aus, dieser tumbe, starke, unbeirrbar Körper. Er hat es mir nicht übel genommen, dass ich ihn jahrzehntelang gezeißelt und vernachlässigt habe, er hat sich wacker geschlagen und mich vorwärts gezogen. Habe ich ihn überhaupt verdient? Meine Psyche hat mich nie verlassen. Nie hat mich die Panik entgrenzt oder die Trauer gestürzt. Ich war immer handlungsfähig, optimistisch und ruhig. Auch danke ich dem Rausch und dem Schlaf, der mich immer beruhigt hat. Ich danke dem gesamten Gesundheitssystem, sollen doch die Bürger darauf schimpfen. Ich wurde stets perfekt versorgt.



Das ist aus der Zeitung. Ein Krankenhaus in Südossetien. Was soll ich mich also beschweren?

Und weder Kranken- noch Rentenkasse haben mir irgendeine Behandlung erschwert. Es war alles einfach, unbürokratisch und ich hatte sogar mir zugeteilte Sondersachbearbeiter, mit denen telefonierte ich wie mit Freunden. Unter Patienten rechnen wir gerne mal so unsere groben Kosten hoch. Da wird's Einem schwindlig. Da kosten allein schon die täglichen Pillen 100 Euro aufwärts, von der Chemo, den Tagessätzen und sonstigen Behandlungen ganz zu schweigen. Und dann meckern hier noch manche übers Essen. Die gehören eigentlich an den Füßen aus dem Fenster gehängt. Das Essen war übrigens ausgezeichnet. Manchmal frage ich mich schon, woraus Menschen ihre irrealen Wohlstandsansprüche ableiten. Das ist doch alles super gewesen hier.

Also noch mal. Danke. Danke! Danke! Danke! Danke für jeden neuen Tag, der jetzt noch kommt. Danke für den Bus! Danke für die Musik! Danke für die Kunst! Danke für euch alle! Für das Leben! Danke für jedes Lachen, dass mir auskommt, jede Idee, jede Nähe, jede Träne. Wie Herr Schlingensief schon vermutet: So schön kann es im Himmel gar nicht sein!

Mit einem anderen Blick

Der Blick auf mich hat sich verändert. Mit mir wird generell irgendwie anders verfahren und umgegangen. Ich versuche es zu begreifen, zu benennen. Vielleicht trifft es eine Mischung aus Unsicherheit, Mitleid und Respekt. Viele haben Angst davor, mir gegenüber irgendetwas falsch zu machen. Manche denken sich: Mein Gott, was der hat(te), - oder auch: Gut, das ich das nicht habe, sondern der. Ist okay, so was zu denken. Es tut mir auch leid, dass es für andere nicht leicht ist, mir gegenüberzutreten. So haben sich ja auch einige Menschen in den letzten Monaten rar gemacht. Da bin ich nicht böse. Ich verstehe das. Die können mich ja trotzdem lieb haben und an mich denken. Sie halten es halt schwer aus. Das ist Mentalität, das kann ich nicht beurteilen oder bewerten. Viele haben mir auch gesagt, dass schon das Briefeschreiben schwer war vor lauter Erschrockenheit und auch der Angst, mir einen nicht hilfreichen Mist zu schreiben. Mein Tipp dazu als Kranker: Jede Reaktion ist okay, wenn sie nur authentisch ist, selbst die Nicht-Reaktion. Ich habe mich eigentlich immer über alles gefreut, was gekommen ist. Und letztendlich ist es ja auch dann meine Verantwortung, auf etwas, das nicht passt, zu reagieren. Da könnt ihr euch ja nicht auch noch einen Kopf machen.

Zum Helfen noch eine kleine Geschichte, die da gut rein passt: Alle Jahre musste ich als „Sicherheitsbeauftragter“ meiner Einrichtung Fortbildungen machen. Themen sind Erste Hilfe, Sicherheitsbestimmungen am Arbeitsplatz und so Kram. Ich geh' da immer gerne hin, alles besser als arbeiten. Da war ich auf einer Brandschutzübung und wir mussten Feuer löschen, da war richtig Aktion mit Sauerei angesagt. Der Leiter des Seminars, ein erfahrener Feuerwehrmann hat uns eindringlich erklärt, dass jemand, der im Notfall NICHT helfen kann, nicht per se ein verantwortungsloses und asoziales Arschloch oder ein Waschlappen ist, sondern schlichtweg paralysiert ist und nicht helfen kann. Dazu benötigt es Talent, Nerven und Mentalität. Und das muss man respektieren und mehr gibt es dazu nicht zu sagen. Punkt um. Das hat mir damals eingeleuchtet und heute umso mehr. Ich habe da auch keine Erwartungen. Es gibt sogar Menschen, die ich mit meiner Krankheit so bedrohe, dass sie mich de facto ignorieren, z.B. wenn ich mit meinem Mundschutz um die Blöcke ziehe. Nachbarn informieren sich über Dritte, nie jedoch direkt bei mir. Auch manche Arbeitskollegen werden auf einmal förmlicher als früher. Krankheiten bei anderen bedrohen einen auch immer selber. Es macht Angst. Natürlich verunsichert und irritiert das auch den Kranken selber und er ist verlegen wie ein schamhaftes Kind. Am offensten und pragmatischsten gehen Menschen mit einem um, die selber ähnliches kennen. Denen macht das keine Angst.

Manchmal ist mir der Bonus meiner Krankheit unangenehm, manchmal spiele ich ihn auch ganz gerne aus. Oft werde ich zuvorkommend und privilegiert

behandelt. Manche fühlen sich geschmeichelt, wenn ich nach meiner Krankheit Kontakt zu ihnen suche. Verrückterweise unterstellen mir manche auch eine gewisse Entwicklung, Läuterung und Weisheit. Dabei bin ich vorerst nur verwirrt. Auch von Tapferkeit ist die Rede. Ich hingegen komme mir wie ein Zaungast des Lebens vor, eher wie ein Außenseiter, das Leben pulsiert an mir vorbei. Mein Selbstbewusstsein speist sich lediglich aus meiner Krankheit (!) und der Liebe und Achtung, die mir zuteil wird. Ich erlebe die jetzige Situation als sehr fremd und neu. Auch ich gehe nicht immer couragiert und offen mit meiner Krankheit um. Weder nutze ich offensiv meinen Behindertenausweis, noch gehe ich gerne mit Mundschutz raus, auch wenn ich dringend raus will. Die verstohlenen Blicke sind mir zuwider.

Selbst meine Kinder schonen mich. Sie lenken bei Streit sofort ein, oder lassen sich von mir ohne Paroli schwach und ungerecht anmachen. Das ist sehr neu! Lieber wäre es mir, sie würden sich wieder mehr mit dem Alten anlegen, dann wäre das wieder normal. Mit meiner Frau streite ich mich wieder öfters, das ist sehr schön. Meistens geht es natürlich darum, was ich darf und was nicht, wie behindert ich sein muss oder normal sein kann.

Und trotzdem will ich nicht ganz, dass mein Sonderstatus zu schnell verschwindet. Noch heute rasiere ich mir den Kopf, obwohl längst wieder üppig die Haare sprießen. Warum rasiere ich mir also weiterhin den Schädel? Ich glaube, als Symbol meiner Krankheit, die ich immer noch nicht verarbeitet habe. Die Glatze steht für die Erfahrung der vergangenen Zeit. Er ist ein Malus, eine Auszeichnung, eine Geschichte. Alles gleichermaßen. Und wenn meine Krankheit ganz verschwunden ist, dann wird auch das Kahle verschwinden. Vielleicht werde ich das Kahle aber auch dann weiter tragen und zeigen. Schließlich habe ich mich dem Deutlichen verschrieben. Ebenso sind meine geschundenen Arme jetzt ein Teil von mir. Das ist nicht mehr zu löschen. Zurück geht jetzt nicht mehr.

Ich hatte eine Krankheit

Ich hatte eine Krankheit. Die war sehr schwer. Ich war komplett raus. Aus ALLEM. Und zwar sehr lange. Ich habe wieder Lieben und Staunen gelernt. Ich sage Danke zu dieser Krankheit. Sie hat mich geheilt. Sogar der Vater ist kein Ungeheuer mehr. Er schnauft jetzt bei mir am Tisch. Er lächelt und sieht mir offen in die Augen. Und was gibt es Schöneres als einen ehrlichen und freundlichen Blick. Früher war meine Erkenntnis immer der erste Schritt zu meiner Erkenntnisverleugnung, zur immer wiederkehrenden Erkenntnisniederlage. Jetzt weiß ich: Die Natur gewinnt immer. Und das Leben ist schlichtweg ein sensationelles Geschenk.

Wahrheit kann nicht zerstört, verbrannt oder zertrümmert werden. Sie kann nie vergehen. Sie wird nur manchmal ignoriert oder vergessen. Auch wenn das sehr schwer und auch schade ist. Da braucht es sehr große Ablenkung oder Scheuklappen. Nun erwächst Liebe, Frieden, Stabilität und große Freude. Freude über all das Glück. Zurück im Leben und doch ganz neu da. Ich höre wieder das unvergleichliche Stampfen meiner Seele, den Rhythmus meiner eigenen Musik. Tief drinnen und doch so laut.

Ich gebe dem Alltag das Abenteuer zurück, das mein bisschen Leben verdient hat. Und der Gewinn ist so vielfältig wie das Leben. Die Liebe in meiner Familie ist so stark, dass sie auch im Leid alles überdauert. Ich werde brennen für diese Menschen. Ich habe Verbindungen gespürt, die sind so stark wie faustdicke Stahlseile. Ich habe irre Menschen und irre Situationen kennen gelernt. Ich war im Krieg. Ruhig war ich und habe nicht gezwickt. Ich habe erkannt, für was ich leben will. Und ich habe eine Person besonders gut kennen gelernt. Ich weiß jetzt, wie dieser Mensch lebt, wie er denkt, was er liebt, welchen Weg er wählt und wieso er das tut. Ich weiß jetzt, was dieser Mann vom Leben erwartet, was ihm zuwider ist, was er kann und was er nie können wird. Dieser Mensch ist mir näher denn je. Und er ist wichtig für mich, weil ich ihn nicht loswerde. Und ich mag ihn auch zuweilen.

In mir ist keine Angst mehr. Auch die Nervosität ist gewichen. Der Weg ist das Ziel. Es sind die einfachen Dinge, die wichtig sind. Es ist der Alltag, den du revolutionieren musst durch deine Haltung und deinen Blick darauf. Und wir sollten alles Hadern, Zweifeln und Blockieren fahren lassen und unverklemmt durch die Welt gehen und auf die Menschen zu, die Dinge dort nehmen, wie wir sie nehmen können und wollen.

Ich definiere dabei mein Leben ab jetzt selber und vor allem die Wahrnehmung darauf. Niemand sonst hat die Deutungshoheit. Dies gilt auch für den Blick auf mich. Ich entscheide, wie ich mich und die Welt bewerte. Und ich bin dazu bereit. Ich will echte Themen und tiefe Beziehungen, ernste Anliegen und größtmögliche Freude. Anders kann ich nicht mehr. Gehemmtheit und Zurückhaltung ist Quatsch, das führt zu nix, nur zu allgemeinem Pille-palle. Die Dinge, die ich sehe, werde ich benennen und aktiv und verantwortlich so gut scheitern wie ich kann. Ich will's auf alle Fälle mit dem Leben versucht haben. Für das Miteinander eintreten, denn das ist eh das Allerwichtigste. Von einigen Dingen und Menschen werde ich mich auch trennen.

Das läuft jetzt auch nicht so über den Kopf, sondern eher zwangsläufig und langsam. Es kommt eben nicht aus einer Theorie, sondern aus dem Bauch heraus. Es hat keine echte Logik. Es ist ein Teil von mir. Und es treibt mich voran. Das ist schön und echt und es macht mich frei. Es schenkt mir Kraft und Aufrichtigkeit und es ist der Gewinn aus dieser Krankheit. Ich werde mehr Kraft und Eigenheit haben als zuvor. Vielleicht wieder so, wie ich das mal als Zehnjähriger hatte, wo ich einfach gelebt habe, ohne viel nachzudenken. Da war alles so folgerichtig, natürlich und klar.

Und selbst, wenn jetzt alles wieder verwischt über die Jahre und ich wieder zwangsweise verrohen werde, dann werden mir wenigstens drei großes Erkenntnisse bleiben: Das Leben und insbesondere die Katastrophe kommt immer unmittelbar und ist dann da, ich wäre gestorben und es wäre nicht schwer gewesen, das Leben ist ein einzigartiges, sublimes Geschenk. Und da werde ich jetzt natürlich auch wieder mitten hinein springe.

So was wie ein Nachwort

Ich bin jetzt seit ziemlich genau zwei Jahren in meine Krankheit verkeilt. Die schöne Tante der vollständigen Remission sitzt neben mir auf dem Sofa und lächelt mich an. Sie ist wunderschön. Unter ihrem Minirock hat sie mehr als respektable Beine. Sie ist das Leben. Meine Therapie läuft noch ein weiteres Jahr. Meine Rückkehr ins Leben verläuft viel gebremster als erhofft, jeden Monat kriege ich Gift. Dann hänge ich in den Seilen und ertrage es und mich nicht mehr. Tapfer wehre ich mich gegen meine Undankbarkeit und Schwäche. Irgendwann ist das auch vorbei. Derweil bin ich ratlos auf der Suche nach meinem eigenen Format. Ich bin ein leeres Gefäß, allerdings mit recht dicken Wänden. Kaputt gehe ich wohl jetzt nicht mehr. Ich bin Teilnehmer in einem Resozialisierungsprogramm für geschwächte Orientierungslose.

Im Internet gibt es ein Forum Leukämiebetreffender (leukaemie-online.de). Da kann ich die ganze Tragweite der Krankheit nachspüren, austauschen, vertiefen. Es findet sich viel Tröstliches, aber auch Erschreckendes dort. Besonders denkwürdig der Kommentar eines Leukämiekranken, der einen ärztlichen Rat an ihn ins Forum weiter gab, um andere Erschrockene zu beruhigen. So sagte der Arzt, um ihn auf den langen Weg der Heilung vorzubereiten: „Leukämie ist wie ein langer ruhiger Urlaub...“ Ich sage mir immer mehr, dieses ganze verdammte und riesige Leben ist eine reine Einstellungssache. Eine Zeitlang werde ich also noch im Urlaub bleiben, auch wenn ich manchmal schon denke, mein Reisebüro hat sich vertan und ich sollte beim Verbraucherschutz anrufen. Also spanne ich widerwillig die Liege auf und schaue verstohlen in die Sonne. Die Zeitung liegt mir auf dem Schmerbauch und die Füße streicheln den Sand. Jetzt mache ich noch ein kleines Nickerchen und dann geh ich zur Strandbar rüber. Dort gibt es Eis und Espresso. Vielleicht auch einen Flipper. Wenn ich Glück habe, dann gibt es dort auch geile Hippiemusik.

Mein Leben vor der Krankheit hat mich geprägt. Meine Krankheit hat mich auf gewisse Weise *gegen* geprägt. Ich denke es ist etwas Neues geworden aus mir, oder etwas heraus gekommen, was schon angelegt war. Ich komm' jetzt nicht mehr aus. Das wird sich seinen freien Lauf ermöglichen müssen. Auch wenn ich manchmal schon denke, dass mich die Krankheit irgendwie ent-eiert hat. Aber das wische ich beiseite. Die Eier sind schon noch da. Sie sind halt noch recht klein. Und ziemlich verwittert. Stolze Titanen können sie derzeit nicht zeugen. Vielleicht bin ich ja irgendwann demnächst so etwas wie eine:



Anlagen

GEDICHT: CHRISTA REINIG (1926–2008)

Robinson

Manchmal weint er wenn die worte
still in seiner kehle stehn
doch er lernt an seinem orte
schweigend mit sich umzugehn

und erfindet alte dinge
halb aus not und halb im spiel
splittert stein zur messerklinge
schnürt die axt an einen stiel

kratzt mit einer muschelkante
seinen namen in die wand
und der allzu oft genannte
wird ihm langsam unbekannt

Jeder Mensch sollte den *jungen* Rainald Goetz lesen. Es geht immer um Liebe und Hass und um die Welterkundung sowie um den Weltsturz. Um Tun statt Lassen. Reingehen statt Rausgehen. Um die Freude am Irren. Um Revolution und Gegenrevolution. Um diesen ganzen beschissenen Widerspruch. Denn das ist das Leben. Das ist wie Träumen, Saufen und Kiffen, dann aber um Sieben in die Arbeit zu gehen und dem Chef einen guten Tag wünschen. Das Schweinesystem nutzen und bekämpfen in einem. Eric Burdon hören und trotzdem beim Schlager sitzen bleiben. Mich hat das stets fasziniert, schon früh und bis heute. Ein fachlicher Kollege hat einmal etwas beiläufig Kluges gesagt: Erwachsen Werden, das ist nichts weiter als die Ambivalenzen aushalten! Trotzdem sollte ein Jeder versuchen Teil einer Kultur und einer Gegenkultur zu sein, es sei denn er hat die Eier für Eindeutigeres. Hier in dem Text geht es um nichts Geringeres als um ein Manifest des Lebens.

Tanzlokal, Halb Eins.

Richtig: Das gibt Kraft. Da ist es Zeit, aufzustehen, sich zu schütteln, die falschen Fragen abzuwerfen und frech und forsch den Kummer anzuherrschen: Pah! Fort! Du Depp! Und leichten Kopfes erhebt man sich und klug und stark geht man durch die Türe aus dem Haus.

Niemandes Maßlosigkeit oder Größenwahn muss bekämpft werden, hingegen der Biedersinn, der in jedem von uns jammert und nörgelt, der möchte, dass wir immer alleiner und einsamer und alt und traurig zu Hause sitzen, der möchte nur still am Land den Kuchen essen, den die Frau wohl backt, anstatt laut für Die Republik mit aller Kraft gegen die Republik zu kämpfen, der möchte Ruhe, Stillstand, sparsame Bewegungen, und keinesfalls am Neuen das Neue erkennen, am Jetzt nicht das Jetzt.

Das ist falsch. Jeder muss hinaus: Reden, Streiten, Lernen, Wirken, Tun, Kämpfen.

So fuhr ich nach Kräften durch das deutsche Land in fremde Städte, nach Düsseldorf, Köln, Hamburg, Berlin, und führte ein lautes tätiges Leben (...) Dann stand ich auf. Ich rief: **Holla! Und ich blickte wild um mich. Da sprach die Arbeit: Komm, ich bin bereit. Da sprang mein Herz vor Freude, ja!, Sakrament!, das war schön.**

Da stand ich wieder nachts im Nachtleben, mit wilder froher Würde, und tat was sich gehört: Ich hielt das Bier mit der Hand. Dann stellte ich es hinunter in den Bauch und wurde unberührbar im Gehirn. **Dort ging ruhig manchmal ein schöner Gedanke auf und ab spazieren. In meine leeren hungrigen Augen aber kam die schöne, uralte wunderbare Welt, Junge Tänzer Blicke Stampfen Taumel, gar nie gesehen herein, und ich nickte feurig: Jede Nacht wird neu die erste Nachtlebennacht geboren. Da zerfetzte mich das in mir explodierende Glück.**

Bukowski hatte auch Leukämie. Da war er nur schon wesentlich älter als ich. Und ihm war wohl ziemlich klar, dass ihm das den Rest geben würde. Schließlich war das ja bekanntermaßen nicht sein einziges gesundheitliches Problem. Hier also zwei Gedichte vom alten Meister der direkten Ansprache.

KALTER SOMMER

Nicht so schlimm, wie es sein könnte, aber schlimm genug – in die Klinik, zum Arzt, rein und raus. Am seidenen Faden.

»In Remission, nein, Moment da sind zwei neue Zellen, Ihre Thrombozyten sind viel zu niedrig – haben Sie getrunken? Wahrscheinlich müssen wir morgen wieder einen Knochenmarktest machen ...«

Der Arzt hat zu tun, das Wartezimmer in der Krebsabteilung sitzt voll.

Die Schwestern sind angenehm sie scherzen mit mir, ich finde es nett, im Tal des Todes noch zu scherzen.

Meine Frau ist dabei. Sie tut mir leid. Sie tun mir alle leid.

Dann sind wir unten auf dem Parkplatz. Manchmal fährt sie manchmal ich. Heute ich.

»Vielleicht solltest du ein paar Runden schwimmen, wenn wir nach Hause kommen«, meint sie.

Der Sommer war bis jetzt eher kalt. Heute ist es wärmer als sonst.

»Mhm«, sage ich und fahre vom Parkplatz.

Sie ist tapfer, sie benimmt sich, als wäre alles wie immer. Aber ich muß jetzt bezahlen für das Schindluder der Jahre; es sind zu viele gewesen. Die Rechnung ist fällig, und sie wollen sie in einer ganz bestimmten Währung.

Hm. Auf ein paar Runden Schwimmen kommt's jetzt auch nicht mehr an.

ERSTES GEDICHT IN FREIHEIT

64 Tage und Nächte in jenem
Bau. Chemotherapie, Anti-
biotika, Blut, das in mich rein-
läuft. Leukämie.

Wer, ich?

Mit 72 hatte ich die närrische
Vorstellung, ich würde friedlich
im Schlaf sterben. Aber
die Götter wollen es anders.

Ich sitze vor diesem Computer,
geschlaucht, nur halb am
Leben, noch immer auf der
Suche nach der Muse.

Nichts scheint, wie es mal
war, und ich bin nur
vorübergehend hier.

Ich bin nicht wiedergeboren.
Ich jage dem Schicksal nur
noch ein paar Tage ab, ein paar
Nächte, so wie
diese.

Den Chanson „Ich möchte so leben wie Franzosen Auto fahren“ habe ich mal ziemlich am Anfang in der Klinik im gewohnten Halbschlaf im Radio gehört. Das fand ich damals unheimlich ergreifend, das ist schöne Musik, aber ich fand vor allem den Text gut:

Wolfgang Müller

Ich möchte so leben wie Franzosen Auto fahren

Ich möchte so leben wie Franzosen Auto fahren,
eine Delle macht nichts aus.
Und wenn die Kreuzung voll ist,
fährt man trotzdem drauf.

Kann sein, dass man im Weg steht,
wenn man nicht auf dem Gehweg geht,
tut mir auch nicht leid, tut mir auch nicht leid,
nein nein.

Auch Sommersprossen sind Gesichtspunkte,
na und, alles irgendwo gelesen.
Und selbst die verschwinden mit zu wenig Sonne,
grade so, als wäre nichts gewesen.

Ich möchte so leben wie Franzosen Auto fahren,
egal wo man parkt.
Und eine rote Ampel,
die ist auch nur ein Vorschlag.

Kann sein, dass man sich weh tut,
wenn man den falschen Typen anhupt,
tut mir auch nicht leid, tut mir auch nicht leid.
Nein.

Unsere Wege sind so eingefahren,
dass unsere Augen Spuren haben,
wenn man immer auf dieselbe Stelle blickt, ja ja
sich immer die gleichen Dinge aus den Wegen denkt.

Ich möchte so leben wie Franzosen Auto fahren,
rechts oder links, vor- oder rückwärts,
vom selben Standpunkt aus,
geht es immer nur vorwärts.
Kann sein, das mal was schief geht,

wenn man nicht den geraden Weg geht,
tut mir auch nicht leid, auch nicht leid,
nein nein.

Nein nein nein, nein nein nein
Nein, nein nein nein.

Es gibt nichts mehr zu entscheiden,
letzten Endes nur zu gehen oder zu bleiben,
und der, der geht, ist langsamer als der, der bleibt,
weil er viel später seinen Ruhepunkt erreicht.

Ich möchte so leben wie Franzosen Auto fahren,
eine Delle macht nix aus.
Und wenn die Kreuzung voll ist,
fährt man trotzdem drauf.

Kann sein, dass man im Weg steht,
wenn man nicht den gerade Weg wählt,
tut mir auch nicht leid, tut mir auch nicht leid,
Nein nein nein.

Nein nein, nein nein nein,
nein, nein nein nein
Nein nein, nein nein nein,
nein, nein nein nein



Büchertipp